

## Beiträge

### Metaphern, Träume und musiktherapeutische Improvisationen in der Psychotherapie

#### Metaphors, Dreams and Music Therapy Improvisation in Psychotherapy

Maria Becker, Hamburg

*Anhand der Diskussion zweier therapeutischer Prozesse soll die Bedeutung von Metaphern, Träumen und musiktherapeutischen Improvisationen für die therapeutische Arbeit mit früh gestörten Menschen deutlich gemacht werden. Die Autonomie-Entwicklung dieser Menschen ist erheblich beeinträchtigt aufgrund traumatisierender Beziehungserfahrungen, die sogenannte „schwarze Löcher“ im Selbst-Objekt-Kontinuum bilden: Bereiche, die von einer Weiterentwicklung ausgeschlossen bleiben und mit denen die betroffenen Menschen im Wiederholungszwang gefangen bleiben. Im Kontext eines therapeutischen interaktiven Containings kann ein Metaphorisierungsprozess in Gang gesetzt werden. Dabei entstehen sinnlich-symbolische Interaktionsformen, jedoch auf unterschiedlichem strukturellen Niveau. Es zeigt sich, dass die Verwendung von Metaphern an Voraussetzungen geknüpft ist im Unterschied zur Möglichkeit der Metaphorisierung körpernaher, gestisch-intentionaler Interaktionsformen mittels musiktherapeutischer Improvisationen.*

*Drawing from two examples of therapeutic processes, the significance of metaphors, dreams and music therapy improvisation in therapy involving early childhood disorders are examined. Due to relationships marked by traumatic experiences, the development of autonomy is impaired significantly by these clients. Such experiences form so-called “black holes” in the self-object-continuum, causing areas to be closed off from further development and leaving these clients trapped in compulsive repetition. Within the context of therapeutically interactive containment, a metaphoric process is set into motion. This generates sensual-symbolic forms of interaction at various structural levels. It appears that the use of metaphor is limited to preconditions, differing from the possibilities of metaphorical interaction forms using intentional gesture through music therapy improvisation.*

## Einführung

Die Arbeit mit Metaphern, Bildern<sup>1</sup>, Träumen etc. nimmt in der tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie wie auch in der psychoanalytisch orientierten Musiktherapie eine herausragende Stellung ein. Sie sind als Schlüsselfunktionen zu betrachten, die es Patienten und Patientinnen ermöglichen, sich das bislang unzugängliche und erlittene Geschehen im Rahmen einer verfügbaren neuen Struktur anzueignen. Dies soll anhand zweier therapeutischer Prozesse anschaulich gemacht werden. Sie unterscheiden sich vorwiegend dadurch, dass in dem einen Prozess (Frau Z) neben regelmäßigen Traumberichten in systematischer Weise Musik einbezogen war. Es kam zu einem Wechselspiel zwischen dem Gespräch über die nächtlichen Träume und den musikalischen Improvisationen. Der andere Prozess (Frau A) wurde bis auf wenige Ausnahmen sprachlich durchgeführt. Zwar waren einzelne musikalische Improvisationen wie auch Traumberichte von zentraler Bedeutung. Von besonderem Wert für die Patientin waren aber die im Gespräch von ihr gefundenen Bilder für ihr Erleben.

Musikalische Improvisationen, Traumberichte und Bilder<sup>2</sup> sind alle im weitesten Sinne präsentative Gestaltungen, jedoch von unterschiedlichem strukturellen Niveau. Diese Unterschiedlichkeit soll im Folgenden herausgearbeitet werden. Ich möchte zeigen, in welcher Weise sie für den therapeutischen Prozess hilfreich sind, insbesondere in der Arbeit mit früh traumatisierten Menschen. Die Auseinandersetzung soll zeigen, dass die Arbeit mit Metaphern einen bestimmten psychischen Reifegrad voraussetzt. Im Gegensatz dazu kann sich Musik in dem Sinne als unzerstörbar und voraussetzungslos erweisen, als auch die Reduktion auf gestische Bewegungen auf protosymbolischem Niveau noch auf einen musikalischen Rahmen bezogen werden kann und automatisch auch wird. Bei der Einbeziehung von Träumen und Musik erscheint die musiktherapeutische Improvisation als eine erweiterte Traumarbeit, ein Zwischenschritt, mit dem das im Gespräch und Traum Agierte in eine musikalische Kontur umgesetzt wird.

---

1 Den Begriff Bild gebrauche ich nahezu synonym zum Begriff der Metapher. Mit dem Begriff der Metapher wird jedoch die psychodynamische Funktion erfasst, um die es hier im Folgenden geht.

2 Imaginationen und die Art ihrer Verwendung in der Traumatherapie unterscheiden sich insofern von den hier besprochenen Figurationen, als sie eine aktive Verwendung von Bildern intendieren, die gezielt durch den Therapeuten/die Therapeutin in die Therapie eingeführt werden. Die Bilder sind so strukturiert, dass sie die überlasteten und zusammengebrochenen Ich-Funktionen der PatientInnen unterstützen (z. B. die Fähigkeit zur inneren Distanz und Abgrenzung), eine künstliche Kontaktschranke einbauen und so eine entlastende Spaltung etablieren. Damit knüpfen sie an das wenn auch rudimentäre Vorhandensein guter innerer Objekte an. Sie unterscheiden sich insofern von den hier thematisierten Bildern, Metaphern, Improvisationen, als diese gerade das Fremde, Bedrohliche aufnehmen und metaphorisieren. Einem solchen Vorgang entspricht beispielsweise das Bild des „Ausflippvogels“, das für die raptusartigen Wutanfälle eines durch diverse Traumatisierungen geschädigten Kindes im therapeutischen Prozess gefunden wurde (Hofmann/Besser 2003, 183).

Bei beiden hier vorgestellten Patientinnen ging es um Schwierigkeiten, die aus schweren Traumatisierungen in der Kindheit herrühren. Diese Schwierigkeiten führten je aktuell zu starken Ängsten bzw. psychosomatischen Beschwerden. Sowohl die Ängste als auch die körperlichen Beschwerden standen im Zusammenhang mit heftigen Erregungszuständen, die affektiv nicht verarbeitet werden konnten. Zur Veranschaulichung stelle ich im Folgenden als Erstes die beiden therapeutischen Prozesse kurz vor. Im Anschluss daran werde ich die theoretischen Komplexe erläutern, um dann im Rückbezug auf die Praxis Schlussfolgerungen zu ziehen.

## Falldarstellungen

Frau Z (56) kam zur Therapie wegen einer schmerzhaften Verdickung am Bauch, für die sich kein organischer Befund fand. Zudem litt sie seit Jahren unter starken Wechseljahrsbeschwerden. Auch in der Vergangenheit habe sie bei Belastungen zu psychosomatischen Beschwerden geneigt. Schon als kleines Kind habe sie sich häufig erbrochen. Auf den Tod der Mutter habe sie mit einer Essstörung (Gewichtsabnahme) reagiert. Frau Z wuchs als ungewollte Nachzüglerin auf, von der Mutter von Beginn an massiv abgelehnt. Mit dem innerlich sprachlosen, zeitweise gewalttätigen Vater fühlte sie sich eng verbunden. Das Kind zog sich zunehmend hinter einer Mauer von Trotz in eine Fantasiewelt zurück. In ihrem späteren Leben setzte sie sich oft für andere ein, durfte jedoch selbst nicht in Erscheinung treten. In der Therapie nannten wir es: „Sie kann die Mitte nicht betreten“. Druck jeglicher Art bewirkte sofortigen Rückzug. Die therapeutische Beziehung war durch eine anfangs schwer zu greifende Anspannung gekennzeichnet. Frau Z sprach häufig in Andeutungen und unvollständigen Sätzen. Ich fühlte mich unausgesprochen aufgefordert, diese zu ergänzen. Wiewohl pünktlich zu den verabredeten Zeiten, stand sie für mich fast immer überraschend vor der Praxistür, so als ob sie sich durch die Hintertür hereingeschlichen hätte. Das wirkte auf mich so, als ob sie etwas Besonderes sein wolle und eine besondere Art von Nähe erzwingen. Das rief unterschwellig Ärger bei mir hervor. Wie mir dann später deutlich wurde, hing dies nicht nur mit großen Wünschen, sondern vor allem mit ihrer großen Angst und ihrem Misstrauen zusammen. Von Beginn an brachte Frau Z viele und lebhafte Träume in die Therapie mit. Im Gespräch darüber spürte ich ihre große Not und wollte ihr gerne helfen. In diesem Bemühen fühlte ich mich zurückgestoßen: Meine Interventionen schienen Frau Z nicht wirklich zu erreichen. Die scheinbare Unerreichbarkeit begann mir verständlich zu werden, als mir klar wurde, wie sehr sich Frau Z auch bei mir bemühte, nicht aufzufallen. Auch hier wollte sie die „Mitte nicht betreten“, obwohl sie sich doch so sehr danach sehnte. Wir fanden dafür die Formulierung „auffällig unauffällig“. In der Musik war es nun manchmal so, als ob ich dabei und nicht dabei sei. Frau Z spielte in den Stunden gerne und regelmäßig Musik, anfangs auf unterschiedlichen Instrumenten wie Gitarre, Schlagzeug oder

Tischharfe, später meist auf dem Klavier. Sie war währenddessen in ihre Fantasien eingesponnen. Ich spielte mit, begleitete sie, nahm die dynamischen Bewegungen in ihrer Musik wahr. Im Anschluss sprachen wir über die Musik und ihre begleitenden Fantasien und Gefühle. Bemerkenswerterweise wollte sie manchmal nach solchen Gesprächen wissen, wie ich denn die Musik wahrgenommen hätte. Wenn sie so fragte, schien es mir, als habe sie mein bisheriges Bemühen, zu verstehen, gar nicht registriert. Es schien, als ob nun ich die Rolle derjenigen eingenommen hatte, die nicht in Erscheinung getreten war.

Anhand eines Traumes, in dem ich sie nicht begrüßt hatte, begann sie darüber zu sprechen, wie fremd und allein sie sich hier bei mir fühlte. Das war eine entscheidende Wende in der Therapie. In der Musik empfand ich nun deutlich mehr Gemeinsamkeit. Doch auch danach fragte sie mich häufig im Anschluss an eine Improvisation, die ich als sehr verbunden empfunden hatte, nach meinen Eindrücken, als ob sie die Gemeinsamkeit zwar erlebt, aber nicht mit mir in Verbindung gebracht hätte. Sie sprach nun darüber, wie sehr sie der Stundenanfang kränke. Sie schien meine Art der Begrüßung als sehr unpersönlich zu erleben, so als kränke es sie, dass wir keine freundschaftlich-persönliche Beziehung, sondern eben eine Dienstleistungsbeziehung hätten. Ich fühlte mich kritisiert und war verärgert. In die darauffolgende Stunde brachte sie einen Traum von einer schlimmen Lehrerin mit. Diese hatte sie mit einer für sie unmöglichen Fragestellung gequält. Im Traum wurde sie jedoch durch den Verweis auf einen kleinen Jungen getröstet. Durch das Gespräch über diesen Traum und die sich anschließende Improvisation gelang es ihr, schwierige Gefühle mir gegenüber mit der erfahrenen Ablehnung durch die Mutter in Verbindung zu bringen: als ob sie sich jetzt hier ähnlich unwillkommen gefühlt hatte wie früher bei der Mutter. Später verstanden wir auch, dass sie die „Mitte“ nicht betreten konnte, da sie einen „Flächenbrand“ hatte verhindern müssen: Sie war als Kind in die Natur geflohen, um sich und die Familie vor heftigsten Streitigkeiten, die sich an ihrer Person entzündeten, zu bewahren.

In der Musik traute sie sich nun ans Klavier. Sie hatte schon immer damit geliebäugelt, aber darauf verzichtet, da sie es als „meinen Bereich“ eingeordnet hatte. Anfangs spielte sie die hohen und ich die tiefen Töne. Dissonanzen konnte sie schwer ertragen. Ich begleitete meist in einer harmonisch stützenden Weise. Das war bei der Spielweise von Frau Z nicht einfach. Diese Spielweise faszinierte mich, rief aber auch Irritation und Ärger bei mir hervor, da sie musikalischen Ausdruck zu verhindern schien. Frau Z spielte mit dem Zweifinger-System, rhythmisch eher regelmäßig, aber ganz unmelodiös. Sie variierte die Tonhöhen scheinbar nach dem Zufallsprinzip, formte zumindest keine melodiösen Zusammenhänge und keine Intervallzusammenhänge. Sie benutzte als Ausdrucksform überwiegend Tonhöhen und Dynamik, also Lautstärke und Tempo und in geringem Maß Rhythmus. Sie ließ die Töne auch so gut wie nie nachklingen, sie tupfte, stakste, sprang auf den Tasten hin und her. Während ich dies schreibe, erscheint es mir, als hätte sie auf den Tasten mit den Fingern getanzt, als sei es ihr mehr um die Bewegung gegangen. Dies erscheint mir auch deshalb naheliegend, da sie Ballett sehr liebte und sich viele

ihrer Fantasien darauf bezogen. Während des Spiels war sie ganz in ihre Fantasien eingetaucht: „Ich war im Dschungel“, oder „beim Ballett“, „auf einer Beerdigung“. Diese Fantasien schienen sie fast ähnlich zu überfallen wie nachts ihre Träume. Sie standen in ihrer Reichhaltigkeit, Bewegung und Farbenpracht in großem Gegensatz zu ihrer Art, Klavier zu spielen. Diese Diskrepanz zeigte sich auch in ihrem Leben: ihr karges Leben im Vergleich zu ihren Fähigkeiten, die sie nicht für sich hatte ausbauen können.

In der Folge setzte sich Frau Z überwiegend mit dem Thema „Trauer“ auseinander. Frau Z war es nicht möglich zu trauern. Auch dies hatte Lebendigkeit und Weiterentwicklung verhindert. Als Frau Z zum ersten Mal die Bässe spielte, während ich die hohen Töne – nun in einer ähnlichen Weise wie sie – spielte, und keine harmonische Stützung aus der Tiefe kam, war sie entsetzt. Es sei unerträglich, wie der Flächenbrand. Sie hielt das Spiel aber durch, und wir fanden auch so eine aushaltbare Form. In einer darauffolgenden Stunde fiel mir erschreckend auf, wie einsam und verloren Frau Z beim Spiel am Klavier wirkte. Ich spielte jetzt auf den Tasten körperlich sehr nah bei ihr, so dass sich unsere Hände manchmal fast berührten. Es wurde ein gemeinsames Spiel daraus. Frau Z bemerkte die Veränderung, brachte sie aber nicht mit meinem Begleiten in Verbindung. In der nächsten Stunde – sie beschäftigte sich anlässlich des Todes einer Bekannten seit einer Weile mit dem Tod der Eltern und mit der für sie so unerträglichen Trauer – spielten wir wieder am Klavier. Sie brach das Spiel ab. Es sei „wie ein Trauermarsch“. Sie konnte aber wieder ansetzen und weiterspielen. Immer wieder setzte sie sich mit dem Unerträglichen auseinander, indem sie sich bemühte, auch erschreckende und quälende Töne auszuhalten, nicht aus dem Spiel auszusteigen. So war bei einem von ihr gewünschten „Potpourri“ mein Blockflötenspiel unerträglich für sie. Trotzdem fanden wir einen passenden Schluss. Im Gespräch konnte sie die unerträgliche Musik damit in Verbindung bringen, wie unmittelbar sie vom Leid anderer Familienmitglieder geradezu quälend ergriffen würde und sie sich nur durch trotzigem Rückzug verbunden mit heftigen Schuldgefühlen schützen könnte. Durch die schreckliche Musik kam ihr ihr eigenes unerträgliches Leid ins Gefühl. Es schien sie zu beruhigen und zu versöhnen, dass wir einen stimmigen Schluss gefunden hatten. Nun musste sie nicht mehr fliehen. Mit dem Finden eines Schlusses in der gemeinsamen Improvisation war so etwas wie eine erste Grenze entstanden. Es wurde ihr in der Folge nun auch in ihrem Lebensalltag möglich, nicht helfen zu müssen, sondern sich schützen zu können.

Ihre Träume wurden zunehmend versöhnlicher. Auch die tiefen Töne am Klavier erschienen ihr nun warm und weich. Sie erinnerte sich an ihren Großvater, zu dem sie großes Vertrauen gehabt hatte. Ich nahm ihr Klavierspiel jetzt weniger als zusammenhanglose Töne, sondern mehr als bewegt und bewegend, als Ausdruck innerer Bewegung und Erregung sprachloser Art wahr. Die Verdickung im Bauch wurde weicher. Sie musste weniger für andere Menschen tun und sich nicht mehr so in Trotz zurückziehen. Sie beschrieb ihren früheren Zustand als: „wie tot im eigenen Körper“. Demgegenüber fühle sie nun mehr Leben in sich. In der darauf-

folgenden Stunde ging es wieder um traurige Musik. Wieder brach sie ab. Sie habe sich auf einer Beerdigung befunden, wie auf einem abschüssigen Weg, der ins Grab führe. Nach einem Gespräch machten wir eine zweite Musik, bei der ich erleichtert eine stimmige Begleitung fand: stetige Quinten im Hin und Her. Frau Z fantasierte einen Mann, der neben ihr geht und sie von der Trauer ablenkt. Wieder war ich irritiert, sowohl darüber, dass sie es als Ablenkung und nicht als Halt empfunden hatte, als auch darüber, dass sie die Veränderung nicht mit meinem Begleiten bzw. unserem veränderten Zusammenspiel in Verbindung brachte. In der letzten Stunde machten wir wieder eine „bunte Musik“ mit viel Bewegung. Sie sagte dazu, ihr Körpergeschehen sei in der Musik gewesen.

Frau A (41) kam in die Therapie, nachdem sie aufgrund eines für sie unerträglichen und bedrohlichen Konfliktes mit ihrem Kollegen ihre Arbeit aufgegeben hatte. Sie wollte jetzt einen neuen Ausbildungsversuch wagen. Mehrere waren in der Vergangenheit gescheitert. Sie litt unter rezidivierenden Depressionen. Sie war die Älteste von vier jüngeren Geschwistern und kam aus einer randständigen Familie. Die Eltern tranken, waren häufig gewalttätig. Die Kinder waren oft im Heim. Die Patientin als die Älteste übernahm schon früh Mutterfunktion für die Geschwister. Bezeichnend für mich war folgende Episode: Die Patientin konnte als Kind lange nicht lesen. Die Mutter habe es „in sie hineinprügeln“ wollen. In der Schule schaffte sie es, so geschickt auswendig zu lernen, dass das Manko lange nicht auffiel. Erst eine Lehrerin entdeckte es und brachte ihr Lesen bei. Ihr wurde dann klar, dass die Mutter als Analphabetin ihr gar nicht helfen können. Im Vergleich zu den Geschwistern hatte Frau A es geschafft, ihr Leben einigermaßen auf eigene Beine zu stellen. Dies hatte sie allerdings mit großen Schuldgefühlen bezahlt. Sie lebte in einer Beziehung und hatte aus einer früheren Beziehung eine Tochter.

Frau A war eine mir auf Anhieb sympathische, patent wirkende Frau. In der Therapie wurde es immer dann schwierig, wenn sie etwas hinnehmen und „schwierige“ Gefühle aushalten musste. Sich selbst nicht helfen zu können, war für sie unerträglich. So eine Situation entstand aufgrund eines Konfliktes in ihrer Ausbildung, für dessen Lösung sie sich von der Therapie Hilfe erwartete. Gleichzeitig stand sie hierdurch unter großem Druck, war sie doch auf mich angewiesen und darüber wütend. Ein erlösender Weg bot sich ihr an, als sie für ihren Zustand ein Bild fand. Sie fühle sich wie eine „Lokomotive im Leerlauf, die den Berg hoch fahren will“. Das Bild war für sie eine Erklärung ihres Zustandes, dem sie nun nicht mehr so ausgeliefert war. Ebenso war sie mir mit dem Bild nicht mehr so ausgeliefert. Einige Stunden später kam sie wieder in einem unruhigen und verletzlichen Zustand. Sie merkte, dass meine Worte bei ihr etwas auslösten. Was das war, konnte sie weder einordnen noch kontrollieren. Ich erklärte ihr, dass es wohl gefühlsmäßige Bereiche gäbe, mit denen sie allein nicht zurechtkomme, weshalb sie ja meine Hilfe haben wolle. Daraufhin entwickelte sie das Bild von einer Kastanie: außen stachelig und innen weich und zart. Es ging ihr nun darum, wie sie die Verfügung darüber behalten könnte, an das zarte Innere heranzukommen. Sie fantasierte, ob

ich ihr beispielsweise einen Stock geben könne, mit dem sie nach den Kastanien werfen könne. Die würden dann herunterfallen, aufplatzen, und sie selbst könne den zarten Kern einsammeln. Trotz meiner Bemühungen hatten meine Worte in diesem Gespräch sie verletzt: Ich hatte das Innere der Kastanien als „Kram“ bezeichnet. Sie berichtete, dass sie früher an einer solchen Stelle nicht wiedergekommen wäre und die Therapie abgebrochen hätte. Sie konnte nun über die hinter ihrem Ärger stehende Scham und vor allem ihre Angst, beschämt zu werden, sprechen. Hiervor sollten sie die Stacheln schützen. In den Stunden deuteten sich jetzt manchmal ruhige Momente an. Diese machten Frau A Angst. Sie erinnerte sich an Weihnachten in ihrer Ursprungsfamilie. Am Heiligen Abend habe es zwei Stunden lang keine Schläge gegeben, weil „Bescherung“ war. Keiner habe jedoch so recht gewusst, was man stattdessen machen könnte. Während einer gemeinsamen Musik fiel ihr zum Rhythmus „Mutterherz“ ein. Mir fiel dazu „sich an die Hand nehmen lassen wie ein Kind sich von Erwachsenen an die Hand nehmen lässt“ ein. Sie war erstaunt und empört, sie sei als Kind nicht abhängig und ohnmächtig gewesen, im Gegenteil: Sie hätte die Mutter an die Hand nehmen müssen. In einem Traum wurde deutlich, wie bedroht sich Frau A gerade durch das Zulassen von Abhängigkeitswünschen fühlen musste. Die Ängste, um die es hierbei ging, zeigten sich auch in einem eindrucksvollen Traum: Sie war in einem leeren Haus mit Kisten, der Dachboden war voll. Es gab dort eine Tür. Als sie die Tür öffnete, musste sie kämpfen, da sie von dort angesaugt wurde. Ich war beeindruckt von dem Traumbild, in dem m. E. der Sog des Unbewussten dargestellt wurde. Sie spürte den Kampf in sich, sich einerseits überlassen zu wollen und sich zugleich dagegen zu wehren. Dies schien ihre Selbstgrenzen in Gefahr zu bringen. Sie sprach über die sie beunruhigenden Veränderungen im Therapieraum. Es stellte sich heraus, dass sie das Metronom für ein Mikrofon gehalten hatte, mit dem ich möglicherweise hinter ihrem Rücken die Stunden aufnehme. Ihr fiel ihre Angst ein, verrückt zu werden. Sie erinnerte sich an die erschreckende Situation der erstmaligen Ankunft im Heim als kleines Kind. Auch ich war von dieser Angst ergriffen, so dass mein Zeitgefühl durcheinander geriet. Beinahe hätte ich die Stunde deutlich zu früh beendet. Frau A hatte ihre Angst vor Kontrollverlust, die Angst den Halt zu verlieren, in mich verlagern können.

In ihrem aktuellen Leben gelang es ihr aber nun besser, mich zu nutzen. Sie konnte ihre inneren Spannungen jetzt mit „Wut auf mich“ in Verbindung bringen. Immer wieder zeigten sich die mit der Abhängigkeitsempfindung in Verbindung stehende Vernichtungsangst bzw. Selbstverlustangst der Patientin. So trat jetzt ab und zu Schwindel auf, den die Patientin aber mit den in der Therapie thematisierten Ängsten in Verbindung bringen konnte. Wenn der Schwindel in den Stunden selbst auftrat, konnte die Patientin darin manchmal alte Kinderängste spüren. Es gelänge ihr nun, „selbst an der Schraube zu drehen“ bzw. sich abzulenken und zu beruhigen. Sie konnte nun Schwächegefühle besser tolerieren und sich auch besser schützen und abgrenzen. In Beziehung zu ihrer Mutter wurde ihr deutlich, wie schwer es ihr war, wenn diese böse mit ihr war, und wie sehr sie noch dazu neigte, die damit zusam-

menhängende Wut gegen sich zu richten. Bei allem Schwierigen in ihrem Alltag, in ihren alltäglichen Beziehungen, die weiterhin davon geprägt waren, dass sie über ihre Grenzen ging und viel für andere tat, konnte sie sich selbst aber besser verstehen. Die Bilder halfen ihr dabei. Sie konnte hinnehmen, dass sie sich nicht gegen alles schützen kann. Traurigkeitsgefühle tauchten auf. Frau A schloss die Ausbildung erfolgreich ab, auch wenn sie sich nur mit Schwierigkeiten von der Schule verabschieden konnte.

Obwohl auch Frau Z Bilder benutzte, um ihren Zustand zu verdeutlichen „wie im Dschungel“ oder „bei einer Beerdigung“, spielten diese für Frau A eine besondere Rolle. Frau A beschäftigte sich in der Therapie meist mit Konflikten aus ihrer Alltagsrealität. Die Bilder halfen ihr explizit, die daraus resultierenden Spannungen auszuhalten und ihre Autonomie zu stützen. Sie konnte damit dem Angewiesensein auf mich etwas entgegensetzen und mich damit zugleich nutzen. Die Bilder waren ihr verfügbar. Im Unterschied dazu brachte Frau Z überwiegend ihre heftigen Träume in die Therapie. Vor allem die gemeinsamen Improvisationen verschafften ihr Erleichterung, indem eine als Grenze fungierende Verbindung geschaffen wurde, die ihr auch im Lebensalltag Abgrenzung ermöglichte.

## **Symbol, Metapher, musiktherapeutische Improvisation, Traum**

Symbol, Metapher, musiktherapeutische Improvisation und Traum haben gemeinsam, dass sie Konfigurationen sind, die interpersonales Containment begleiten und/oder intrapersonales Containment ermöglichen können. Sie können projektiv mit unverarbeiteten Spannungen und körpernaher Erregung identifiziert werden, die dann vom Subjekt in verdaulicher Form wieder aufgenommen werden können. Sie sind jedoch metapsychologisch und strukturell sehr unterschiedlich angesiedelt.

Sprache, Kunst, Musik etc. sind historisch gewachsene kulturelle Formenbildungen, die im weitesten Sinn der Verständigung und dem Ausdruck dienen. Sie strukturieren den gesellschaftlichen Rahmen, in dem die individuelle Subjektentwicklung stattfindet und transportieren ihn in das Subjekt hinein. Sie begegnen dem Subjekt quasi von außen. Als Symbole sind sie Verknüpfungspunkte zwischen dem Einzelnen und dem gesellschaftlichen Gesamt, indem sie ihm helfen können, seine konflikthaftern Erfahrungen von Leid, Ausschluss etc. zu ertragen und dadurch dem Ausgeliefertsein an den Wiederholungszwang zu entkommen. Sie können jedoch unhinterfragt auch der Unbewusstmachung dienen und darin die Identität des einzelnen in einer Weise stützen, die den Ausschluss wie auch den Wiederholungszwang zementiert.

Den Begriff der „Metapher“ gebrauche ich in einem doppelten Sinn. Die Fähigkeit zur Metaphorisierung verstehe ich ganz allgemein als Fähigkeit, Dinge der Außenwelt zu besetzen und das Mehr an Bedeutung kreativ für das eigene Selbst- und Weltverständnis für sich nutzen zu können. Im engeren Sinn ist die Metapher eine spezifische Sprachfigur, die ich weiter unten erläutern werde.



Im Gegensatz zu Symbol und Metapher, die mittels der Sprache, der Musik und der Kunst als objektive Formenbildungen die Begegnung des Einzelnen mit dem kulturellen Außen organisieren, ist die musiktherapeutische Improvisation ein spezifisches Interaktionsphänomen – in der Zweier-Beziehung oder der Gruppe – in der Musiktherapie. Der Begriff bezieht sich sowohl auf die besondere Form der therapeutischen Beziehung als auch auf das musikalische Produkt.

Demgegenüber erscheint der Traum als ein rein innersubjektives Phänomen. Doch auch er begegnet uns (fast) immer in einem interaktiven Rahmen: Er wird erzählt oder aufgeschrieben (und damit sich selbst erzählt). Die unbewusste Traumdynamik bestimmende emotionale Bewegung hat dabei die Tendenz, sich in der Erzählung fortzusetzen.

Im Folgenden werde ich skizzieren, welches Verständnis von Symbol, Metapher, musiktherapeutischer Improvisation und Traum dieser Arbeit zugrunde liegt.

Lorenzer unterscheidet mit Bezug auf Langer diskursive und präsentative Symbole. Sprache ist diskursiv strukturiert. Bedeutungstragende Elemente sind die Worte, die hintereinander aufgereiht mittels der grammatikalischen Struktur eines Satzes einen Sinn ergeben. Mit der Sprache werden die Subjekt-Objekt-Trennung und damit die wesensmäßige Verallgemeinerung vollzogen. Sprache hat nur noch einen indirekten Bezug zur Sinnlichkeit. Die Verfügbarkeit von Sprache entwickelt sich, indem die vorsprachlichen Interaktionsformen im Miteinander Namen erhalten und nun eben nicht nur über den situativen Praxisbezug, sondern über die Sprache miteinander in Beziehung gesetzt werden können. In der präsentativen Symbolbildung haben die einzelnen Elemente keine eigenständige Bedeutung, sondern bilden ein Gesamt (des Bildes, des Kunstwerkes, des Musikstückes, der Handlung), auf das sich Bedeutung bezieht. Im präsentativen Modus werden ähnlich wie im Kinderspiel Szenen sinnlich dargestellt (auf der gleichen sinnlichen Ebene, auf der sie sich ereigneten). In der Sprache werden sie begrifflich formuliert. Die Beschreibung eines Streites transportiert etwas anderes als ein dramatisch disharmonisches Musikstück. Mit beiden symbolischen Organisationsformen werden frühe Beziehungserfahrungen unterschiedlich gefasst, und zugleich werden unterschiedliche Erfahrungen gefasst. Sprache benennt, aber längst nicht alles ist benennbar. Kunst wie Musik kann uns ergreifen, wie das Kind vom Spiel ergriffen wird. Was sich darin jedoch ausdrückt, bedarf der Deutung, eine Wendung, die das Kind noch nicht vollziehen kann, da es sein eigenes Ergriffensein noch nicht zu denken vermag. Dies ist erst aus der exzentrischen Position heraus möglich und bedarf, das Ausgeschlossensein zu ertragen. In beiden Transformationsprozessen fallen Erfahrungen der Verdrängung anheim, werden ausgeschlossen. Die ausgeschlossenen Erfahrungen hängen wie ein Schatten dem Ausdruck (Worten, Bildern, Liedern etc.) an. Dies betrifft in spezifischer Weise jene traumatischen Erfahrungen, die schon auf der frühesten Ebene als „schwarze Löcher“ von einer Weiterentwicklung ausgeschlossen wurden. Als nicht symbolisierbare Komplexe unterliegen sie dem

Wiederholungszwang. Um diese Erfahrungen vom Bewusstsein fernzuhalten, sind die Betroffenen auf den Umgang mit projektiven Identifikationen, Spaltungsformen, Stereotypen etc. angewiesen. Diese Formen der Ausblendung werden durch spezifische gesellschaftliche und kulturelle Mechanismen abgesichert, da die Auseinandersetzung mit den „schwarzen Löchern“ zugleich auch Kritik an jenen Verhältnissen freisetzt, die deren Entstehung ermöglicht hat.

Zugleich können diskursive und präsentative Symbolformen nicht so strikt voneinander unterschieden werden. Sprache wird erst im Verhältnis zu ihrer „präsentativen Verwurzelung“ (Niedecken 1988, 119) zum Symbol, das die Subjekt-Objekt-Trennung in einer Weise durchsetzt, die zugleich auch Verbindung nach innen und außen ermöglicht. Das Präsentative der Sprache kann als eine Weise betrachtet werden, die die musikalische Qualität der Worte mithilfe „Sprachduk-tus, grammatikalische(r), (MB) Beziehungsorganisation und Rhythmus“ (Niedecken 1988, 118) ins Spiel bringt. Mit der präsentativen Verwurzelung, die beispielsweise in der Lyrik zum Eigentlichen der Sprache wird, kann das von der Sprache Ausgeschlossene ins Spiel kommen. Im szenisch-poetischen Vermögen der Sprache erhält sich der Bezug zum Übergangsbereich (siehe Leszcynska-Koenen 2009, 1140). Erst dieser Bezug ermöglicht und erhält dem Einzelnen die Erfahrung, dass die Objektwelt dem Subjekt nicht als hart und abweisend gegenüber steht, die Realität nicht als grausamer kalter Ausschluss erfahren werden muss.

Die präsentative Verwurzelung der Sprache zeigt sich auch in der Metapher. Mit ihr wird eine affektbesetzte Bilderwelt erzeugt. Eine Metapher entsteht als Aussage „dies ist das“, während zugleich klar ist, „dies ist das nicht“. Über beide Umstände müssen sich Sprecher und Empfänger einigen, um z. B. die Formulierung „vor mir tat sich die Erde auf“ als Metapher zu verstehen und sie von der Beschreibung eines Erdbebens oder einer psychotischen Erfahrung unterscheiden zu können. Mit der Amalgamierung der Aussage und ihrer gleichzeitigen Negation kommen jene affektiv-sinnlichen Aspekte früherer Erfahrungen ins Spiel, die mit den sprachlichen Begriffen ausgeschlossen werden, die bestenfalls atmosphärisch mitklingen. Sie werden in Szene gesetzt und lassen „etwas“ erleben. Indem Metaphern Affekte in Szene setzen, können sie „Einstellungen (ausbilden, M. B.) und Handeln (leiten, M. B.). Je stärker, desto mehr geht das metaphorische ‚als ob‘ über in eine Identifizierung“ (Kurz 2009, 27). Je mehr eine Metapher als solche nicht mehr erkennbar und darin auch kritisierbar ist, umso mehr hat sie einen gewaltsamen, zum Agieren verführenden Charakter. Es entstehen Klischees, aber auch manipulative Metaphern wie z. B. „die Ausländerflut“, mit der Einstellungen erzeugt und Handlungen nahegelegt werden. Es ist daher entscheidend, ob mit der Metapher ein „als ob“ und damit ein Spielraum deutlich wird. Denn die Metapher inszeniert ein Bild. Sie bildet nicht die Wirklichkeit ab. Sie muss gedeutet werden, damit sich ihre Bedeutung offenbart. Wie das Kinderspiel ist sie bestimmt durch ein „Ergriffen-Sein von der Szene“. In ihr wird etwas im Ungetrennten gehalten, das erst durch den Wechsel auf die Außenposition verständlich wird und seinen Sinn entfalten kann.

Unter Musik verstehe ich das Gesamt der im Lauf der Zeit im jeweiligen kulturellen Kontext entstandenen, verbindlichen musikalischen Ausdrucksformen und ihre immanenten Gesetzmäßigkeiten. In der abendländisch-neuzeitlichen Musik bezieht sich Bedeutung als musikalische Bedeutung auf autonome musikalische Werke. Musikalische Wirkung steht in engem Zusammenhang mit vegetativen Körperprozessen. Musikalische Parameter wie Klänge, Rhythmen, Dynamik etc. sind entscheidende Parameter der frühen, schon intrauterin sich bildenden Interaktionsformen zwischen Mutter und Kind. Sie strukturieren im Weiteren „Affektstimmung“ und „Vitalitätsaffekte“ (siehe Köhler 1990, 46ff). Im Singen und Spielen von Kinderliedern, Fingerspielen etc. gestalten musikalische Produkte die Beziehung des Kindes zu seinen Pflegepersonen. Mit den Liedern und Spielen werden dem Kind spezifische Aspekte dieser Beziehung verfügbar, erinnerbar. Im interaktiven Geschehen können sie zum Container der frühen Konflikte des Kindes werden und so seine Autonomieentwicklung in spezifischer Weise abstützen, wenn die Pflegeperson die Beziehung zum Kind halten konnte. Musik organisiert anders als Sprache Erfahrungen in einem präsentativen Modus. Das Kinderlied benennt nicht, sondern mit ihm entfaltet sich eine Atmosphäre, ein szenisches Arrangement. Darin begegnet dem Kind seine Erfahrung von außen. Es kann sich darin finden und sich gehalten fühlen darin, dass in der Objektivität des Liedes seine Erfahrungen in einem größeren Rahmen formuliert sind.

In der Musiktherapie spielt die Verwendung von Musik als Ausdrucksmedium eine herausragende Rolle. Die musikalischen Äußerungen der Patientin werden von der Therapeutin musikalisch aufgegriffen. Die dabei entstehende Improvisation konturiert einen Übergangsraum, in dem gerade nicht wie in Sprache Subjekt und Objekt voneinander geschieden sind. Aufgrund der präsentativ organisierten Struktur wird hier die Therapeutin wie beim Kinderspiel nicht nur hineingezogen, sondern ihre musikalischen Eingriffe sind zugleich als spielstrukturierende Deutungen zu verstehen. Deutung in dem Sinne, dass damit ein präsentatives Symbol entsteht, ist jedoch die Ausnahme. Denn dies setzt voraus, dass eine in sich stimmige Improvisation entsteht, die im Sinne eines eigenständigen Kunstwerkes über die Situation hinaus Ausdruckswert hat. In der Regel entstehen Improvisationen, deren Bedeutung durch weitere Auseinandersetzungen – sprachliche oder auf der Handlungsebene – eingeholt und benannt werden muss. Die Improvisation gestaltet also einen Übergangsraum, bei dem das frühkindliche Erleben als Ergriffen-Sein von der Szene immer mitläuft. Der Zugang zu einem vertieften Verständnis der Improvisation liegt daher einerseits in der Analyse der musikalischen Struktur. Die materiale Struktur von Musik ist als Widerständigkeit im Übertragungs-Gegenübertragungsgeschehen aufzufassen. Das meint: Wir hören und beziehen musikalische Phänomene immer auf die historisch gewachsene, kulturell bestimmte musikalische Struktur des uns Bekannten. Hierdurch entsteht musikalischer Sinn. Andererseits ist für die Analyse die Auseinandersetzung mit den begleitenden Fantasien bedeutsam, ebenso wie die Berücksichtigung des interaktiven Kontextes, in den die Improvisation eingebettet

ist: die Gespräche, Vorfälle etc. vor und nach der Improvisation wie auch die begleitenden Fantasien von Therapeutin und Patientin. Mit dem musikalischen Produkt, das mit der musikalischen Antwort der Therapeutin entsteht, finden spezifische Aspekte der Übertragungs-Gegenübertragungsbeziehung eine Konturierung. Mit dieser kann etwas bislang Unbewusstes hörbar werden. Dies möchte ich als eine Weise des Zitierens verstehen. Allerdings verwende ich den Begriff des Zitierens hier nicht im engeren Sinne des „musikalischen Zitats“. Der entstehende musikalische Ausdruck macht das bislang bruchlos Selbstverständliche als Zitat deutlich, allerdings wie das Zitat eines unbekanntes, ungewussten Originals. Darin liegt die Möglichkeit der Infragestellung des Selbstverständlichen. Indem das bislang Selbstverständliche hörbar wird, kann es zum Gegenstand der Auseinandersetzung und möglicherweise auch veränderbar werden.

Der Traum wird psychoanalytisch als vollgültiges, sinnhaftes seelisches Phänomen aufgefasst, das für den gesunden Ablauf des Psychischen notwendig ist und somit salutogenetische Eigenschaften besitzt. Als Hüter des Schlafs werden mit ihm psychophysische Spannungen visuell verarbeitet. Das bildhafte Material wird zu einer mehr oder weniger erzählbaren Geschichte geformt. Antreibende Kraft ist die emotionale Bewegung des Es, die sich angeregt durch Tagesreste unbewusster Vorstellungen und Wünsche bemächtigt. Dies geschieht im Kampf mit der Zensur. Diese sorgt für eine für den Schlaf bekömmliche, d. h. Angst mindernde, kompatible „Version“ der Wünsche und Vorstellungen. Diese Traumarbeit besteht in der Umformung der latenten Traumgedanken mit den Mitteln der Verschiebung, Verdichtung und Übersetzung in visuelle Bilder zum manifesten Traum. Freud betrachtete den Traum als Königsweg zum Unbewussten. Im Versuch jedoch, den Traum zu verstehen und seinen Sinn zu entschlüsseln, begegnet uns die gleiche Mühe, die in der Traumarbeit aufgebracht wurde. In der Psychotherapie ist die Traumerzählung ähnlich wie die Improvisation eingebettet in das Übertragungs-Gegenübertragungsgeschehen. Morgenthaler weist darauf hin, dass das Determinierte im Traum sich auch auf die Traumerzählung bezieht. So sei es keineswegs zufällig, wann ein Traum erzählt wird, wem und in welcher Weise. Alle diese Umstände müssen einbezogen werden, um die Botschaft des Traumes entschlüsseln zu können: „Der Traum selbst und ganz besonders die *Traumerzählung* sowie der Umgang mit dem Traum ganz allgemein (ist, M. B.) nicht eine Form des Erinnerns von Vergessenem und Verdrängtem, sondern das, was er an Vergessenem und Verdrängtem enthält, agiert durch die Tat des Träumens und des Traumerzählens“ (Morgenthaler 1986, 51). Das meiste, was in diesem Agieren erinnert werde, sei allerdings etwas, was niemals verdrängt wurde, da es niemals bewusst war.

Träumen kann als innerseelische Fähigkeit zum Containment aufgefasst werden, und zwar in einer überwiegend vom Unbewussten bestimmten, primärprozesshaften Weise. Diese Fähigkeit fußt auf der Verinnerlichung der Fähigkeit der Mutter zur „träumerischen Einfühlung“ (Bion 1990, 18). Indem die Mutter sich den Eindrücken, die der Säugling in ihr auslöst, quasi überlässt, nimmt sie die noch

ganz im vegetativ-gestischen verhaftete Körperspannung des Kindes auf, „verdaut“ sie und verwandelt sie in etwas, das sich zum Metaphorisieren eignet und damit Weiterentwicklung ermöglicht. Bion bezeichnet unverdauliche Spannungen, körpernahe Erregung etc. als Beta-Elemente. Es sind Emotionen und Sinneseindrücke im Urzustand, die nur projiziert (im Sinne von „beseitigen“) oder transformiert werden können. Im letzteren Fall entstehen daraus Alpha-Elemente: Muster von Sinneseindrücken bzw. emotionale Konfigurationen. Erst diese sind nach Bion zur Weiterentwicklung und zum Denken geeignet (Bion 1990, 20f). Entsprechend versteht Bion das Träumen und speziell die Traumerzählung und das Erzählen als Fähigkeit, psychophysische Spannung und körpernahe Erregung (Beta-Elemente) in etwas (Alpha-Elemente) umzuwandeln, was als Fantasien, Vorstellungen, Affekten bewusstseinsfähig ist. Damit wird zugleich die Kontaktschranke errichtet: eine feste und zugleich flexible Grenze zwischen dem Unbewussten und dem Bewussten. In der Traumerzählung und im Umgang mit der Traumerzählung kann der verborgene Sinn sich nur dann entschlüsseln, wenn es zugleich gelingt, etwas stabil unbewusst zu halten. Alpträume können also in dem Sinn verstanden werden, dass die Zensur nicht stark genug war, die emotionale Bewegung so zu steuern, dass eine kompatible Erzählung entstehen konnte.

## Die Fähigkeit zum metaphorischen Denken

Die Fähigkeit zum metaphorischen Denken verstehe ich als Fähigkeit, über Metaphern, Bilder etc. einen Zugang zum eigenen Inneren finden und darüber mit sich selbst und mit anderen kommunizieren zu können. Da unser Inneres, unsere inneren Konflikte – das Unbewusste – per se nicht direkt wahrnehmbar sind, können wir sie nur über Affekte und Vorstellungsbilder erfassen. „Aber das unbewusste ‚Ding an sich‘ – die metaphysische Substanz, aus der wir bestehen, und die metapsychologischen Kräfte, die uns antreiben – ist selbst niemals auf direktem Wege erkennbar“ (Solms 1996, 491). Diese Fähigkeit, etwas in einem Als-Ob-Modus zu verstehen, eine dahinterliegende Bedeutung zu erahnen, beruht auf der Fähigkeit, zwischen Fantasie und Realität trennen zu können, mit den Dingen der Realität spielen und sie als Bühne zur Darstellung innerer Szenarien benutzen zu können.

Die Subjektentwicklung des Kindes lässt sich als ein Vorgang der Metaphorisierung beschreiben. Dieser ermöglicht es dem Kind, körperliche Erregungszustände in ein affektives Geschehen zu „übersetzen“ und mittels ihm verfügbar werdender Symbolsysteme (Spiel, Musik, Sprache) zu erleben und auszudrücken. Grundlegend hierfür ist nach Lincke das Basisintrojekt (Lincke 1971). Es entwickelt sich mit ca. 6–7 Monaten. Die heranreifenden phylogenetisch angelegten Beißimpulse des Kindes führen zu einer vitalen Gefährdung des Kindes, da das primäre, das Überleben sichernde Objekt „Mutter“ zwingend zum Objekt dieser Impulse zu werden droht. Das Gesamt der bisher gebildeten hinreichend guten Interaktions-

formen zwischen Mutter und Kind wirken als eine Hemmung der Beißimpulse. Indem das Gesamt der hinreichend guten Interaktionsformen mit den Beißimpulsen legiert wird, entsteht die Struktur des Basisintrojektes als Verinnerlichung von „Mutter“, was als psychophysische Grundlage des Urvertrauens zu verstehen ist. Das Basisintrojekt bindet die phylogenetisch angelegten, Bindung wie Selbstbehauptung sichernden, instinkthaften Verhaltensweisen des Kindes an den Niedererschlag des Beziehungsgeflechtes des Kindes zur Umwelt und verleiht diesem Festigkeit, Dauer und Energie. Es ist der innere Garant, dass die destruktiven Impulse eines Menschen sein Beziehungsgeflecht nicht zerstören.

Mit dem Basisintrojekt erwirbt das Kind ein reizautonomes Vorstellungsvermögen: nämlich die Fähigkeit zur Metaphorisierung, zum Introjizieren. Es bildet sich der Übergangsraum, mit dem das Kind anfängt, Objekten Bedeutung zu geben. Diese frühen Bedeutungen als Übergangsobjekte übertragen den illusionären Glanz und die Macht des „primären Objektes“ an zuvor unbedeutende Dinge und verleihen diesen Festigkeit und Dauer (siehe Lincke 1972). Der Übergangsraum ermöglicht damit dem Kind das Erleben, dass das sich entwickelnde realistischere Bild der Mutter mit den frühen Erlebensformen von „Mutter“ übereinstimmt. Das Kind entwickelt sich aus der frühen Beziehung zur Mutter heraus und beginnt im Kontext der Objektbeziehungen, des Übergangsraumes und seiner spielerischen Fähigkeiten sich als Subjekt seiner Wünsche und Selbstbehauptung zu begreifen. Doch auch im erwachsenen Leben ist der Fortbestand des Übergangsbereiches Garant, dass die Realität nicht als kaltes, ausschließendes Außen empfunden werden muss.

Die gewonnene metaphorische Beziehungsqualität zeigt sich jedoch nicht nur im Spiel des Kindes, sondern auch darin, dass das Affektattunement zur steuernden Funktion der Mutter-Kind-Beziehung wird. Hierbei wird gemeinsames Verstehen durch die charakteristische Bewegungsdynamik in einem anderen Sinnesbereich signalisiert. Ein „huuuu“ der Mutter im entsprechenden Tonfall als Kommentar zu einem „Ballwurf“ des Kindes legiert die Bewegung des Kindes wie des Balles und den akustischen Klang der mütterlichen Antwort mit dem Affekt. Das „huuu“ stellt darin einen Zusammenhang her und signalisiert Verständigung. Köhler bezeichnet dies als eine „nonverbale Analogie“ oder eine „nonverbale Metapher“ (Köhler 1990).

Voraussetzung für diesen Strukturgewinn ist das „Gesamt der bisher gebildeten hinreichend guten Interaktionsformen“. Lincke geht davon aus, dass im Kind anfänglich das phylogenetische Erbe zur Wirkung kommt, mit der es auf der Basis physiologischer, neurologischer Reflexe und angeborener Reiz-Reaktionsschemata ein passendes Umfeld erwartet, um sein Überleben zu sichern und im Kontext dieses Umfeldes seinen Bedarf einschließlich seines Bindungsbedarfes zu erhalten. Dieses Umfeld ist die Mutter<sup>3</sup>, wenn in ihr die Fähigkeit wachgerufen wird, sich den beim Erwachsenen vom diakritischen überlagerten Wahrnehmungsmodus des

3 „Mutter“ steht in diesem Zusammenhang für Pflegeperson.

coenästhetischen Empfindens zu überlassen. Mit ihm werden ihr phylogenetisch angelegte und von ihrem erwachsenen Bewusstsein überlagerte sinnlich ursprüngliche Beziehungsformen wieder verfügbar und ihre intuitiven elterlichen Kompetenzen kommen zur Geltung. In dieser Zeit bilden Mutter und Kind eine Dualunion<sup>4</sup>. Da es noch kein kindliches Subjekt gibt, bedürfen diese Vorgänge zur Erfassung der Beschreibung von innen und außen.

Von innen gesehen fordert der coenästhetische Wahrnehmungsmodus von der Mutter, sich dem Primärprozess zu öffnen. Sie muss sich „anstecken“, „induzieren“, „imitieren“ lassen, um dann die ausgelöste sinnlich-affektive Empfindung hinsichtlich der Beziehung zu deuten. Der gelingende innere Wechsel zur diakritischen<sup>5</sup> Ebene des Verstehens ermöglicht der Mutter, die Intention des Kindes als dessen eigene wahrzunehmen und entsprechend darauf zu reagieren. Das Kind kann sich in den Reaktionen und Verhaltensweisen der Mutter als erkannt wiederfinden und entsprechend formen sich seine darauf bezogenen Gesten und Verhaltensweisen. Die „Befriedigungsformen“ werden ihm etwas Vertrautes, dessen Wiederfinden zu Entspannung, lustvoller Freude führt. Damit wird ihm die Unterscheidung vertraut – fremd/passt – passt nicht verfügbar. Nach Winnicott kann dem Kind durch die anfangs nahezu optimale Anpassung der Mutter an die Bedürfnisse des Kindes die Illusion (Winnicott 1998, 157ff) entstehen, dass es das Objekt (die Brust) erschafft, wiewohl aus der Sicht von Außen das Objekt als ein Vorrangiges gefunden wird. Diese Illusion beinhaltet die Erwartung, dass die Umwelt exakt seinen Erwartungen entspricht und zugleich, dass das Erscheinen der Passung Ergebnis seiner Bemühungen ist, dass es etwas gefunden hat, was vorher nicht da war. Aus dieser Illusion entwickelt sich der Übergangsraum und damit ein intermediärer Bereich, in dem Subjekt und Objekt (noch) nicht scharf voneinander geschieden sind. Er ist der Vorläufer jener „Sphäre, in der das Individuum ausruhen darf von der lebenslänglichen menschlichen Aufgabe, innere und äußere Realität voneinander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten“ (Winnicott 1985, 11).

Für die Beschreibung von außen kommt die Mentalisierungstheorie zur Geltung (Fonagy/Target 2002). Auch sie verweist auf die angeborenen elterlichen Kom-

---

4 Dualunion bezieht sich hier darauf, dass die Steuerung der Interaktion wesentlich durch die Erwachsenen erfolgt, die sowohl über den coenästhetischen wie diakritischen Wahrnehmungsmodus verfügen. Ihre inneren Vermittlungsleistungen sind wesentlich dafür, dass das Kind auf eine von ihm zu erwartende Umwelt trifft und sich aufgrund dieser Erfahrungen ein stabiles Kernselbst bilden kann als Basis für selbstreflexive Bewusstseinsprozesse. Siehe auch die Ausführungen zur Mutter-Kind-Dyade als Subjekt im nächsten Abschnitt.

5 Die diakritische Wahrnehmung stützt sich gegenüber der coenästhetischen überwiegend auf Fernsinne und ist gekennzeichnet durch die Zunahme von planendem Kausalverhalten wie von der Bildung und dem Einsatz von Zeichen, Symbolen und inneren Repräsentanzen.

petenzen, die sich z. B. in der Babysprache zeigen. Im mimischen Wechselspiel der face-to-face Kommunikation passt sich die Mutter den Affektausdrücken des Kindes an. Durch die geringen Abweichungen in ihrem mimischen Ausdruck reguliert sie unbewusst die affektiven Zustände des Kindes. Sie schwächt sie ab oder verstärkt sie. Allein ist das Kind zur Modulation der Affekte nur sehr bedingt in der Lage. Zugleich wird durch die Übertreibung und starke Akzentuierung der mütterlichen „Antwort“ der kindliche Affekt markiert. Die Antwort ist hiermit durch eine „Als-ob“-Qualität gekennzeichnet: als ob sie wütend, ängstlich, etc. wäre. Durch die Übertreibung (Markierung) erfährt das Kind vor allem, dass seine Eltern etwas „darstellen“, was zwar nicht genau seinem eigenen Empfinden entspricht, mit diesem aber so viel Ähnlichkeit besitzt, dass es eine Verbindung dazwischen herstellen kann. Es merkt, dass die Mutter mit ihm spielt, und erfährt sich als angesprochen. Würde die Mutter auf seinen Ausdruck wie auf den eines anderen Erwachsenen reagieren (unmarkiert), wäre das Kind mit einem echten emotionalen Zustand eines Erwachsenen konfrontiert, der für es unverständlich, erschreckend und bedrohlich wäre.

Dass das Kind die Antwort der Mutter als markierte Spiegelung erkennt, wird als referenzielle Entkoppelung (Fonagy/Target 2002) bezeichnet. Das bedeutet, es entkoppelt den Affektausdruck von der Mutter. Das Erkennen, dass der entkoppelte Ausdruck sein eigener Affektausdruck ist, wird als referenzielle Verankerung bezeichnet. In dieser spezifischen Interaktionsform wird die leibliche Erfahrung des Kindes zum Affekt organisiert. Und erst in dieser Form kann das Kind die Erfahrung machen, dass es im Gegenüber etwas bewirkt, selbstmächtig ist. Diese Verankerung ermöglicht in der weiteren Entwicklung die Repräsentanz von Affekten und damit die stimmige Selbstwahrnehmung des Affektes.

### **Frühe traumatische Störungen als Beeinträchtigung der Fähigkeit zur Metaphorisierung**

Ich möchte als dritte Beschreibungsebene den auf Lorenzer und Niedecken fußenden Theoriekomplex einführen. Im Zentrum steht hier die These, dass die Interaktionen, in die das Kind von Beginn an eingebunden ist, szenisch strukturiert sind. Das meint, wiewohl sie an ein physiologisches Reiz-Reaktionsschema gebunden sind, stellen sie zugleich einen Subjekt-Objekt-Bezug her. Niedecken geht im Gefolge von Lorenzer von der „Mutter-Kind-Dyade“ als Subjekt (Niedecken 2002, 925) aus. Das Kind kann noch nicht als Subjekt seiner Wünsche fungieren. Die Mutter darf ihre diesbezügliche Möglichkeit nicht zur Geltung bringen, sondern muss sich in mimetischer Hingabe auf die Beziehung einlassen. Hierin bringt das Kind seine Körperlichkeit und die Mutter ihr Unbewusstes ein. Im Ablauf von Reiz, Reizbeantworten und Beruhigung als gelingendem Zusammenspiel entsteht zunächst ein zeitlicher Verlauf, ein von Rhythmisität und Kontiguität geprägtes Erleben. Es entstehen Einigungsfiguren, deren Erinnerungsspur als Folie für kom-



mende dient, die nun durch ein Passen oder Nicht-Passen gekennzeichnet sind. Als Interaktionsformen schlagen sie sich in der Verhaltensstruktur sowie auch im neurophysiologischen Substrat des Kindes nieder. Sie bilden die Grundlage der spezifischen, auf ein dyadisches Gegenüber bezogenen individuellen Leiblichkeit des Kindes mit der darin konturierten Erwartung von spezifischen Umweltantworten. Die Differenz zwischen den virulent werdenden Interaktionsformen und der aktuellen Interaktion wirkt als Reiz, der als Spannung in der Interaktion einen Reaktionszirkel in Gang setzt. Im gelingenden Zusammenspiel kann sich das Kind in der Subjekt-Position, als Subjekt der Szene finden.

Jene Interaktionsformen, die durch ein Nichtpassen gekennzeichnet sind, ermöglichen dem Kind die Unterscheidung von fremd und vertraut. Wenn es der Mutter gelingt, das Kind tröstend zu halten, können die Interaktionsformen zu erträglichen, d. h. integrierbaren Formen werden. Im Falle des Scheiterns führen sie jedoch zur traumatischen Reizüberflutung. Aus Sicht der Mentalisierungstheorie gelingt es im positiven Fall der Mutter, die Affekte des Kindes von Angst, Wut und Zorn zu modulieren und so zu markieren, dass das Kind sich darin als wahrgenommen und beruhigt erfährt. Im anderen Fall führen die unmarkierten Antworten der Mutter dazu, dass das Kind sich in den Antworten nicht wiedererkennen kann, seine Affekte nicht moduliert, sondern möglicherweise noch verstärkt werden. Sie werden zu etwas Unverträglichem, gegen das es sich schützen muss: z. B. durch Steif-werden, Sich-Abwenden. Dazu gehören auch psychosomatische Reaktionen wie Erbrechen, Unruhe, Verdauungsstörungen. Da es nicht zur Repräsentanzbildung kommt, wird es in der Folge Schwierigkeiten haben, seine diesbezüglichen Affekte zu verstehen und zwischen Realität außen und Realität innen sicher zu unterscheiden. Damit ist es weiterhin auf die Notwendigkeit von äußerer Spiegelung und Markierung angewiesen bei gleichzeitiger Angst, stattdessen erneut in eine destruktive Verwicklung zu geraten. Diese bildet wie ein „schwarzes Loch“ einen Bereich, der von der Weiterentwicklung ausgeschlossen ist. Der betroffene Mensch ist hierin dem Wiederholungszwang, den Auslösemustern situativer Reize ausgeliefert.

Im positiven Falle, wenn es der Pflegeperson gelingt zu trösten, auszugleichen, ist das Erlebnis des Gelingens umlagert vom Niederschlag jener Körperspannungen, die im Gelingen des Trostes ausgeblendet werden konnten und nicht zur Geltung kamen. Als Beta-Elemente hängen sie der Erfahrung des Gelingens von Einheit an. Niedecken nennt dies „Im Fremden das Eigene finden.“ Und weiter: „Wo an diesen Interaktionsformen das tröstende, beruhigende, haltende Moment überwiegt, können die Beta-Elemente in späteren Schritten noch eingeholt werden“ (Niedecken unv. Manuskript). In Verbindung mit der Erfahrung des Gehaltenwerdens transportieren die ausgeschlossenen unaufgelösten Spannungen ein depressiv-integrierendes Potential. Im Falle traumatischer Reizüberflutung jedoch schreibt das „Erlebnis der unverträglichen Versagung – wenn es wiederholt über längere Zeit sich ereignete – namenlose Angst als neuronale Spur im Körper fest“ (Niedecken unv. Manuskript). Der Niederschlag der unaufgelösten Körperspannung bildet in

diesem Fall einen Beta-Schirm (Bion), mit dem der paranoid-schizoide Modus erzwungen wird, d. h. sie aktivieren auf neurobiologischer Ebene das Kampf-Flucht-System. Sie entsprechen „schwarzen Löchern“ im Selbst, die im späteren Verlauf Entwicklung behindern und zu destruktiven Verwicklungen führen können.

Das bedeutet: Schmerzliche Erfahrungen des Nicht-Passens, die tröstend aufgefangen werden konnten, bilden einen spannungsreichen Komplex von Erfahrungsmustern, die einen energetischen Anreiz für Weiterentwicklung darstellen. In der analen Phase können sie zum Auslösereiz für die Wendung ins Aktive werden. Sie ermöglichen damit die Unterscheidung von Aktiv und Passiv, indem nun das Fremde zu etwas Lustvollem wird, das vom Kind aktiv gesucht wird und das es sich in seiner Möglichkeit des „Nein“-Sagens aneignet. Zugleich bleibt das Kind dem Fremden in der materialen Widerständigkeit der Übergangsobjekte gegenüber wie auch z. B. im „Ergriffen-Sein“ im Spiel passiv. Erst im ödipalen Modus erwirbt sich das Kind mit ihrer Hilfe die Fähigkeit zum Ertragen des Ausgeschlossenenseins und damit die Unterscheidung von aktivem Handeln und passivem Erleben<sup>6</sup>. Es ist dabei zu berücksichtigen, dass das Fremde nie ganz integriert werden kann. Es bleiben immer unauflösbare Reste, die die gelungenen Aneignungsprozesse umgeben.

Schmerzliche Erfahrungen des fortgesetzten unverträglichen Versagens bilden spannungsreiche nicht-integrierbare Erfahrungskomplexe. Auch sie können im Weiteren zur Grundlage der Unterscheidung von Fremd und Vertraut, Passiv und Aktiv werden, jedoch auf der Basis eines Beta-Schirms. So kann ein psychosomatischer Komplex zum Ersatz des Basis-Introjektes werden, quasi wie eine der Abgrenzung dienende Ersatzhaut, die vor der Psychose schützt. Die nicht-integrierbaren Erfahrungskomplexe können auch zur Fixierung des Abhängigkeits-Autonomie-Konfliktes und damit zum Angewiesensein auf Spaltung und projektiver Identifikation führen.

## Rückbezug zur Praxis

Beide Patientinnen haben in ihrer frühen Kindheit schwere Traumatisierungen erfahren. Die Spuren dieser Erfahrungen wurden in beiden Fällen in der therapeutischen Beziehung virulent und angesprochen. Die Patientinnen waren hiermit einem Wiederholungszwang ausgeliefert, also angewiesen auf die Beziehung zu äußeren Objekten, die die noch unmodulierten Affekte verdauen und ihnen in einer kompatiblen Form wiedergeben können. Dies war nun die Aufgabe der Therapie.

*Frau A:*

*Der Ärger von Frau A entstand in der Therapie dann, wenn sie sich auf mich und mein Containing angewiesen fühlte.*

<sup>6</sup> Zur ausführlicheren Darstellung siehe Dehm-Gauwerky 2006.

## Kommentar:

Wenn meine Worte in solchen Situationen Frau A berührten, wurden Gefühle und Empfindungen ausgelöst, die ihr Angst machten: die Sehnsucht nach Halt. Sie musste sich damit als mir ausgeliefert erleben, ähnlich wie es in frühen traumatisierenden Situationen der Fall gewesen war.

## Biografische Aspekte:

Die Eltern waren bemüht, die Kinder in einer guten Weise zu unterstützen. Sie waren jedoch überfordert und fanden mit ihrer eigenen Hilflosigkeit keinen adäquaten Umgang. Das Versagen des elterlichen Containments in Situationen des Nicht-Passens führte zur Verstärkung der Bedrohung. Die Rollenumkehr im Sinne einer Parentifizierung erschien als entlastender Ausweg, der die passagere Ausblendung der bedrohlichen Elemente ermöglichte. Dabei wurde jedoch das elterliche Versagen in die Kinder hinein verlagert. Es entstanden keine tröstenden und haltenden Interaktionsformen, die es Frau A später ermöglicht hätten, die virulent werdenden Affekte von Angst und Wut als eigene wahrzunehmen.

*In der Therapie fiel ihr in einer solchen schwierigen Situation für ihr Erleben das Bild der Lokomotive ein, die im Leerlauf versucht, den Berg hinauf zu fahren. Meine Reaktion auf dieses Bild war eine leise Irritation. War ich in dem Bild der Berg, der es ihr so schwer machte?*

## Kommentar:

Durch meine freundlich-wohlwollende und zugleich von ihr gewünschte und intendierte Zuwendung kam Frau A in Kontakt mit dem Wunsch, in ihrer Not verstanden zu werden. Die damit ausgelösten Kleinheitsgefühle und das damit verbundene Nichtverstehen waren für sie hoch bedrohlich. Sie waren wie ein Berg für sie, den sie trotz aller Mühe nicht erklimmen konnte. Das Bild der Lokomotive zeigte, wie sehr sie sich anstrengen musste, da es für sie nicht vorstellbar, eher sehr bedrohlich war, den „Motor einmal abzustellen“. Ähnlich wie die Mutter versucht hatte, „das Lesen in sie hineinzuprügeln“, bemühte jetzt sie sich mit viel Druck, das beunruhigende Erleben zu verstehen. Mit der in mir ausgelösten Irritation fühlte ich etwas von der Ratlosigkeit von Frau A. Ich fühlte mich wie der sprichwörtliche Ochs vorm Berg. Mit der Metapher hatte Frau A etwas von dem Nichtverstehen in mich verlagern können.

Das Bild weist auch auf die in einer traumatischen Situation entstehende „vegetativ-affektive Übererregung (die, M. B.) Erfahrungen von Hilflosigkeit, Ohnmacht und Ausgeliefertsein („traumatische Zange“ (Hoffmann/Besser 2003, 183) hin. Die Situation des Lesen-Lernens verstehe ich als Deckerinnerung, hinter der sich katastrophische frühe Beziehungserfahrungen verbergen. Es ist das Muster einer Mutter, die einem Kind mit Gewalt etwas beibringen will, wovon sie selbst nichts versteht, die ihre eigene Not in das Kind hineinprügelt. Dieses traumatische Situationsmuster war anscheinend in der Übertragungssituation virulent gewor-

den. Die Metapher war ein erstes selbst gefundenes Bild für diesen Zustand, und half ihr, das Nichtverstehen auszuhalten.

*Die Art, wie Frau A bislang mit Kleinheitsgefühlen umgegangen war, wurde deutlich, als sie von einem Vorstellungsgespräch berichtete. Sie konnte es nur ohne „langen Anlauf“ machen. In der Situation selbst hatte sie sich sehr gut gefühlt und die Stelle auch bekommen. Im Gespräch kam heraus, dass es ihr innerlich gelungen war, die Situation umzudrehen, so dass sie sich wie jemand fühlen konnte, der viel zu geben hat, und nicht wie jemand, der etwas will.*

Kommentar:

Durch Rollenumkehr und Wendung von Passiv in Aktiv hatte sich Frau A ihre kindlichen Allmachtsfantasien erhalten können, mithilfe derer sie immense Ängste ausblenden konnte: Schamängste und die dahinter verborgenen Selbstverlust- und Abhängigkeitsängste. Andererseits hatte sie aber mit dem Auftreten auch Erfolg. Aus ihrer Sicht war die Umkehrung der Generationsrollen keine illusionäre Allmachtsfantasie, sondern entsprach der von ihr erfahrenen Realität. Es war ihr also partiell gelungen, frühkindliche Omnipotenzfantasien mit der Realität zu vermitteln.

*In einer anderen Situation erschien Frau A unruhig und verletzlich zur Therapie. Im Gespräch formulierte sie ihre Sorge, ich könnte denken, sie spinnt, wenn sie sich mit etwas plagt, wofür es anscheinend keinen greifbaren Grund gibt. Nach meinem Hinweis, dass sie doch eben für solche Schwierigkeiten zur Therapie komme, entwickelte sie das Bild der Kastanie. Sie fantasierte, wie es ihr mit meiner Hilfe gelingen könne, als Erste an das zarte Innere zu gelangen. Sie fühlte sich nun durch meine Wortwahl sehr verletzt, zu der ich mich durch ihren saloppen Ton hatte verleiten lassen. Ich hatte das Innere der Kastanie als „Kram“ bezeichnet. Sie konnte aber meine Erklärung, dass ich ihre Kränkung verstehen könne, annehmen, und es gelang ihr, über ihre Scham im Zusammenhang mit ihrer Verletzlichkeit zu sprechen.*

Kommentar:

Mit diesem Bild rang sie darum, meinen Verstehensvorsprung anzuerkennen, ohne sich ausgeliefert fühlen zu müssen. Es gab ihr Raum für Überlegungen, wie sie den Verstehensprozess in der eigenen Hand behalten und mich zugleich als Unterstützung in Anspruch nehmen könnte. Das gewann mir Respekt ab. Das Bild wies aber auch darauf hin, dass sie sich diesen Prozess als einen Kampf vorstellte. Dieser hatte sich ja auch zwischen uns ereignet. Im Bild und dem sich ereignenden Streit zeigte sich, dass Frau A Nichtverstehen als narzisstisches Versagen erlebt. Im Streit gab mir Frau A mit dem überraschenden Wechsel von der patenten zur stacheligen und verletzlichen Seite zu verstehen, dass sie mich ähnlich uneinfühlsam wie die Mutter erlebt hatte, während sie zugleich mir das gekränkte und irritierte Gefühl eines Kindes übertrug, das unberechenbaren und unverständlichen Wechselbädern aus-

gesetzt ist. Da es gelang, in den Vorwürfen von Frau A sowohl die Kränkung und Verwirrung des Kindes zu fühlen, als auch die Berechtigung ihrer Vorwürfe auf der aktuellen Ebene – ich hatte mich ja verführen lassen –, führte der Streit nicht zu einem Beziehungsabbruch. Im Bild der Kastanie waren beide Seiten aufgehoben: das patent Kämpferische von Frau A, das sich schnell in etwas Stacheliges verwandeln konnte, mit dem sie ihre verletzte Seite und ihr Angewiesensein in der eigenen Not verbergen musste. Denn beides erlebte sie als beschämendes Versagen.

*Frau A sagte dann, dass sie früher in solchen Momenten gegangen wäre und die Therapie abgebrochen hätte. Möglicherweise spielte bei ihrem Ärger neben der verletzenden Wortwahl auch mein verständnisvoll-mütterlicher Tonfall eine Rolle. In der Tat berührte mich ihre kindliche Not und Alleingelassensein sehr, und ich wollte ihr gern zu Hilfe eilen.*

Kommentar:

Um ihr Gefühl von Autonomie und Selbstmächtigkeit zu bewahren, musste sie früher Beziehungen abbrechen. Jetzt reichte es offensichtlich aus, sich verbal dieser Möglichkeit zu versichern, um die Situation ertragen zu können. Indem sie in mir eine mütterlich-fürsorgliche Haltung ausgelöst hatte, war sie gerade davon bedroht. Sie fühlte sich darin angesprochen, und zugleich empörte es sie, dass sie klein und hilflos sein sollte. Frau A hatte durch Umkehrung von Passiv in Aktiv und Umkehrung der Generationsrollen von sich selbst das Bild der starken Frau entwickelt, die ihre Stärke darin lebt, dass sie für andere stark ist. Dafür bekam sie Anerkennung und narzisstische Gratifikation. Allerdings musste sie ihre eigenen Nöte – ihre mit dem Erleben von Passivität verbundene Selbstverlustangst – abspalten. Kam sie damit und mit dem damit verbundenen Abhängigkeitserleben in Kontakt, führte die nun virulent werdende Erfahrung der versagenden Mutter zu massiven Ängsten, zum Erleben von starkem innerem Druck und nicht integrierter Wut, die sie in der Vergangenheit und manchmal auch noch in der Gegenwart nur eigenaggressiv (bis hin zu verschiedenen Suizidversuchen) verarbeiten konnte.

*Die mit der Passivität verbundene Selbstverlustangst zeigte sich im Traum vom Bodenraum. Der starke Sog entstand im Traum mit der Öffnung der Tür. Im anschließenden Gespräch entfaltete er sich auch in der therapeutischen Beziehung. Frau A sprach über ihre Ängste, das Metronom könne eine Kamera sein, mit der ich heimlich die Gespräche aufnehme. Ebenfalls sprach sie über ihre Ankunft im Kinderheim. Mich ergriff die Angst so, dass ich die Stunde früher beenden wollte.*

Kommentar:

Hier wird deutlich, wie sich die Dynamik des Traums im Gespräch über ihn fortsetzte. Der Sog der offenen Tür ergriff auch mich. Indem ich beinahe die Stunde vorzeitig beendet hätte, wollte ich unbewusst die Tür rasch wieder schließen – nach dem Motto: „Die ich rief, die Geister, werd’ ich nun nicht los!“, wenn ich mich

öffne, dann ist kein Halten mehr. Damit wurde die Überdeterminierung der fantasierten Kamera deutlich. Es ging um einen narzisstischen Kosmos, verbunden mit der Angst, mit der Ausgrenzung im Nichts zu landen. Das Bild der Kamera macht unbewusste Fantasien deutlich: die Scham, beobachtet zu werden, wie auch exhibitionistische Wünsche nach Gesehen-Werden. Die Kamera war aber vor allem auch ein Mittel der Distanzierung (die Türe zu schließen) und zugleich ein Mittel, das im Verschwinden begriffene Bild vom Selbst zu bewahren (es dem Nichts, dem Sog entgegenzusetzen). Darin zeigte sich, wie mühsam es für Frau A war, die Kontakt-schranke zwischen Bewusst und Unbewusst aufrechtzuerhalten bzw. zu errichten. Die stachelige Kastanienoberfläche war das Bild für einen Betaschirm, der Verbindung schafft und Abgrenzung ermöglicht, aber in Form einer Verwicklung. Die Verwicklung hatte sich im Streit in der therapeutischen Beziehung ereignet, ohne sie zu zerstören. Hierdurch entstand in Frau A das Bild, mit dem sie einen spielerisch-ästhetischen Ausdruck für den quälend-schwierigen Zustand in sich fand, in den sie geriet, wenn sie sich anvertrauen wollte. Sie war ihm damit nicht mehr ausgeliefert.

#### Biografischer Bezug:

Zu den traumatischen Erfahrungen gehörten neben den familiären destruktiven Aspekten auch Trennungen durch langwierige Heimaufenthalte. Die ausgelösten furchtbaren Ängste wurden ständig reaktiviert, da bei Schwierigkeiten die kleineren Geschwister wiederholt ins Heim kamen.

#### Kommentar:

Wenn Frau A befürchten musste, dass ich mich ihres Innersten bemächtigen wollte, oder der veränderte Therapieraum ihr plötzlich als Kinderheim erschien, in dem sie sich fremd und verloren fühlen musste, dann wurden in diesen Situationen ihre Vernichtungsängste wie auch ihre Vernichtungsimpulse deutlich. Diese waren eine Folge der nicht integrierbaren, im paranoid-schizoiden Modus gebundenen Affekte. In beiden Situationen („Kastanie“ und „Traumbericht“) war es ihr aber gelungen, Ängste und Irritation in mich zu verlagern. Mit Hilfe des interaktiven Containments konnte sie im Erleben – besser Erleiden – dieser heftigen Affekte innere Distanz gewinnen. Mittels des interaktiven Containments entstand eine tröstende Interaktionsform.

*In ihrem aktuellen Leben gelang es ihr aber nun besser, mich zu nutzen. Sie konnte ihre inneren Spannungen jetzt mit „Wut auf mich“ in Verbindung bringen.*

#### Kommentar:

In dem Vermögen, das interaktive Containment der therapeutischen Beziehung zu nutzen, wurde sie durch ihre Art der Verwendung von Bildern und darin der Verwendung der therapeutischen Beziehung gestützt. Wenn sie ihre Spannungen mit der Wut auf mich in Verbindung bringen und dies als hilfreich empfinden konnte,

so deshalb, weil sie sich mit ihrer Wut gehalten fühlte. Im interaktiven Containment der therapeutischen Beziehung waren die Affekte gehalten und damit markiert worden. Es entstand eine Repräsentanz, die in Verbindung mit den Metaphern zur sinnlich-symbolischen Interaktionsform werden konnte. So nahm sie insbesondere das Bild der Lokomotive als bedeutsam mit in ihren Alltag hinein, ebenso auch das Bild, dass ich sie an die Hand nehme.

*Einige Stunden später kam sie mit viel Kummer wegen der schwierigen Situation ihrer Tochter. Wir machten eine Improvisation dazu. Ihr war zum Rhythmus „das Pochen eines Mutterherzens“ eingefallen, während ich formulierte: „sich wie ein Kind von einer Großen an die Hand nehmen lassen“. In der nächsten Stunde war sie erschöpft und sagte, sie habe nicht kommen und sich an die Hand nehmen lassen wollen. Sie hätte als Kind die Großen an die Hand nehmen müssen, die Eltern aus der Kneipe holen müssen und sich dabei tot gewünscht, „damit die mal sehen, was sie davon haben“.*

#### Kommentar:

Die Improvisation war durch einen regelmäßigen Rhythmus und stützende Harmonien gekennzeichnet. Frau A hatte sich dem überlassen können, so dass ihr der Einfall vom „Mutterherzen“ kam. Wie schmerzhaft dieser Bezug war, wurde im anschließenden Gespräch klar. Denn es ging dabei um die Anerkennung der getrennten Welten, mit denen Frau A aufgewachsen war: Die Familie hatte im Lager gewohnt. Das Lager steht in Form einer Ausschlussfigur zum gesellschaftlichen Umfeld: Schule, Klassenkameraden, Behörden etc. Die Lagerwelt trennte auch uns. Ich war in ganz anderen gesellschaftlichen Verhältnissen groß geworden und musste für sie auf der „anderen Seite“ stehen.

#### Biografischer Bezug:

In die Spaltung wurde Frau A auch durch die spezifischen gesellschaftlichen Verhältnisse hineingezwungen, in denen sie aufgewachsen war. Ihre Familie war sozial randständig und ausgegrenzt (Lagerwohnung). Sie konnte sich nicht auf gesellschaftliche Anerkennung stützen. Im Gegenteil führte ihre Not zu kontrollierenden Eingriffen von außen (Jugendamt), die z. T. selbst von Hilflosigkeit geprägt waren und die Not der Kinder eher verstärkten. Die gesellschaftlichen Institutionen fungierten insofern als ein destruktiver Container, als sie das Ausgeschlossensein der Familie zementierten. Auch hierin lag berechtigterweise das Misstrauen von Frau A gegenüber Hilfsangeboten begründet. Der paranoid-schizoide Modus war also in dem Umfeld, in dem Frau A aufgewachsen war, realitätsgerecht gewesen. Nicht nur die Eltern hatte Frau A als hilflos und bedrohlich erlebt, auch die erwachsenen Hilfspersonen von außerhalb konnten oder wollten die Not der Kinder nicht sehen, so z. B. wenn Lehrer Schularbeiten von den Eltern unterschreiben ließen, obwohl sie die blauen Flecken der Kinder täglich sehen konnten.

Kommentar:

Die Anerkennung dieser Umstände in der Therapie war die Voraussetzung dafür, dass Frau A sich nicht pathologisiert fühlen musste und neben ihrer Verletzlichkeit auch ihre konstruktiven und realitätsgerechten Fähigkeiten deutlich werden konnten.

Bilder spielen in den allermeisten Therapien wie auch bei Frau Z eine Rolle. Frau A konnte jedoch besonderen Nutzen aus den Bildern ziehen. Sie halfen ihr, ihren starken Abhängigkeitswünschen etwas entgegenzusetzen und diese zugleich partiell einordnen zu können. Mithilfe der Bilder konnte sie etwas von den Abhängigkeitsgefühlen im Erleben halten. Die Bilder gestalteten einen Übergangsraum, mithilfe dessen sie die Realität zwischen uns – das Angewiesensein auf meine Hilfe, dass ich etwas zu geben habe, was sie sich nicht selbst geben kann – nicht mehr als ein hartes ausgrenzendes Außen (wie die Lagergrenzen) erfahren musste. Es entstanden damit sinnlich-symbolische Interaktionsformen, mit denen Frau A nicht mehr nur auf ihre den Helfermodus stützenden kindlichen Allmachtsfantasien angewiesen war, sondern sich selbst in ihrer eigenen Not, ihrer eigenen Wut und ihren eigenen Bemühungen als existent erfuhr.

*Frau Z:*

*Frau Z erzählte in der Therapie von Beginn an von ihren Träumen, und wir versuchten, sie zu verstehen. Dies fand in einer höchst spannungsreichen Atmosphäre statt. Diese machte sich an ihrer Art des Redens mit Auslassungen, Andeutungen etc. fest, wie auch beim Begrüßen und Verabschieden. Ihre Schwierigkeit bei der Begrüßung zeigte sich in der als Anschleichen beschriebenen Form. Beim Verabschieden fiel auf, dass sie weiter sprach, so als hätte es keinen Abschied gegeben. Die Gegenübertragung war neben großer Sorge und dem Eindruck einer heftigen Not durch Anspannung, latenten Ärger und Irritation gekennzeichnet. Diese spannungsreiche Atmosphäre prägte auch oft die Träume. Während sie sich im Wachtraum eine bunte Wiese fantasierte, die sie betreten wollte und nicht konnte, träumte sie nachts von einem Raum mit grauen Männern, die immer näher kommen. Oder: von einer schwarzen Frau, die Termine mit ihr regelt und sie daran hindert, auf ein Segelboot zu steigen. Frau Z konnte aber meinen Hinweis annehmen, dass man die bunte Wiese nicht betreten kann, ohne sich mit den grauen Männern oder der schwarzen Frau zu beschäftigen.*

Kommentar:

Frau Z hatte sehr rasch eine höchst ambivalente Übertragung entwickelt. In ihrer Art des Sprechens und Auftretens stellte Frau Z eine Beziehung her, bei der sie passiv intentional etwas in mich verlagerte. Es war, als ob in einer eigentlich symbiotischen Beziehung vorzeitig Getrenntheit zur bestimmenden Erfahrung geworden war. In den Momenten, die ihr die Erfahrung von Getrenntheit spürbar machten, musste sich Frau Z als verloren und fremd in einer kalten und herzlosen Welt er-



leben. Einzig in der Natur und ihren damit verbundenen Fantasien fühlte sie sich frei und wohl.

In den Spannungen der Übertragungs-Gegenübertragungsbeziehung kamen die aus frühen traumatischen Beziehungen herrührenden schmerzlichen Erfahrungen zum Tragen, die Verstehen und Weiterentwicklung verhindert hatten, statt dessen aber aufgrund des ihnen inhärenten Wiederholungszwangs Verwicklungen provozierten.

In dieser für uns beide schwierigen Situation waren die Träume und der Bezug zur Vergangenheit, den Frau Z im Gespräch darüber herstellte, für uns beide etwas, an dem wir uns festhielten, und mit dessen Hilfe wir die bedrohlichen Aspekte der Übertragungsbeziehung eine Weile in der Latenz halten konnten. Frau Z gelang es hierdurch zunehmend, einen affektiven Bezug zwischen ihrem aktuellen Befinden und ihrer Vergangenheit herzustellen.

*Frau Z brachte das Auffällig-Unauffällige in der Art ihres Auftretens, das ihr jetziges Dasein kennzeichnete, mit dem Trotz in ihrer Kindheit und Jugend in Verbindung, mit ihrem verzweifelten Bemühen, sich zu schützen. Darin konnte sie ihre schreckliche Einsamkeit spüren. Sie kam in Kontakt mit ihrer immensen Wut auf die Mutter-Bruder-Koalition, aus der sie immer ausgeschlossen gewesen war, und auch mit ihrer Wut auf den Bruder, der sie heute noch mit schrecklichen Klagen bedrängte.*

Biografischer Bezug:

Das Stigma, ungewollt zu sein, prägte die frühesten Erfahrungen von Frau Z. Die Versorgung durch die Mutter erlebte sie als manipulativ. Die Mutter konnte gut kochen – eines der wenigen Dinge, die Frau Z bei ihr wirklich anerkennen konnte. Frau Z konnte das aber nicht genießen, da sie befürchten musste, damit zu Dankbarkeit und zum Gefügigsein erpresst zu werden. Ihre kindlichen Nöte waren für die Mutter eine Last, die jeweils zum Streit mit dem Vater führte. Sie erlebte sich als schuldig an den familiären Streitigkeiten, insbesondere an den Vorwürfen der Mutter dem geliebten Vater gegenüber. Frau Z entwickelte eine Trotzhaltung, mit der sie sich in eine scheinbare Bedürfnislosigkeit und Autarkie flüchtete. Die Aufenthalte in der Natur an der Seite des Vaters bedeuteten ihr viel. Doch auch von ihm ließ sie sich eher halb tot prügeln, als seinen Anweisungen nachzugeben, wenn sie durch das Befolgen in eine für sie beschämende Situation geraten wäre. Ähnlich war es in der Schule, als der Rektor ihre Liebe zur Musik entdeckte. Seine autoritäre Art und ihr dadurch ausgelöster Trotz versperren ihr völlig die Möglichkeit, diese Fähigkeiten in nutzbringender Weise weiterzuentwickeln.

Kommentar:

Frau Z erfuhr die Außenwelt nahezu ausschließlich als hart und abweisend, ohne einen schützenden Übergangsbereich, der ihr Weiterentwicklung auf der Basis ihrer kreativen Fähigkeiten ermöglicht hätte. Mit Hilfe ihrer Fantasien und Natur-

verbundenheit gestaltete sie ihren fast autistischen Rückzug. Zum anderen setzte sie ihre kreativen Fähigkeiten selbstausbeuterisch ein, indem sie anderen Menschen half, ohne für sich etwas nehmen zu können. Für sie hatte im Gegensatz zu Frau A der „Helfermodus“ überwiegend etwas sehr Quälendes. Sie fühlte sich durch ein schuldhaftes Erleben der Not des Gegenübers in das Ertragen von dessen fortwährenden Klagen hinein gezwungen. Sie musste den Anderen zu Diensten sein, um ihr Dasein zu rechtfertigen und sich von Schuld zu entlasten. Sie durfte dabei nicht in Erscheinung treten, da sie befürchten musste, mit ihrer Existenz Anlass für Streitigkeiten zu werden. Kamen Dank und Anerkennung, musste sie zwanghaft wie in großer Not flüchten. Die Wünsche nach Angenommen- und Gesehen-Werden waren mit den zunehmenden Schmerzen auf die somatische Ebene verschoben. Zugleich wendete sie darin Wut und Ohnmacht gegen das eigene Selbst. Die psychosomatische Qual entsprach einer „harten Schale“. Der Körper war also zum Ort eines höchst ambivalenten Objektes geworden.

Indem die Therapie zu wirken begann, musste sich einerseits der Leidensdruck erhöhen. Die auf den Körper übertragene und in den Träumen zum Ausdruck kommende Qual verschob sich auf die therapeutische Beziehung.

*Die quälend heftige, hoch ambivalente Not, die uns in Bann hielt und von der wir uns fernhielten, wurde in der Art ihres Träumens wie auch ihres Musizierens spürbar. Frau Z brachte in nahezu jede Stunde Träume mit. Die waren ihr oft zuviel. Wenn sie schlief, war sie von wilden Träumen erfasst, um dann von heftigen Hitzewallungen aufzuwachen. Anfangs waren die Träume überwiegend hoch bedrohlich und verwirrend, manchmal aber auch bunt, von einer überwältigenden Vielfalt, Sinnlichkeit und Fülle. Zunehmend traten Träume mit sich wiederholenden Motiven auf. Häufig konnte Frau Z mit den Träumen sehr schnell etwas anfangen, indem sie sie mit ihrer Vergangenheit in Verbindung brachte, im Verlauf der Therapie mit den erarbeiteten Beziehungsmustern und ihren Umgangsformen. Es gab auch Träume, in denen sie direkt eine Lösung für schwierige Situationen fand bzw. im Traum selbst sich ihres Musters bewusst wurde. Gegen Ende der Therapie wurden die Träume ruhiger und weniger. Sie fand in den Träumen versöhnliche Lösungen.*

Kommentar:

Unterhalb der Gesprächsebene transportierte sich die Getriebenheit der emotionalen Bewegung, die der unruhigen Traumproduktion zugrunde lag, als Spannung in die Übertragungs-Gegenübertragungsbeziehung. In der musikalischen Improvisation wurde diese Spannung veräußert und bot sich einer Betrachtung an. Das Material zeigte sich darin als primärprozesshaft, körpernah und flüchtig.

*In einer Stunde brachte Frau Z die Musik mit ihrer Wut in Verbindung. Als ich sagte, es hätte sich für mich wie Wegrennen angehört, war sie schockiert.*

## Kommentar:

Die Bewegung in der Musik hatte mehr die Qualität von „Fliehen“ oder „Sich-Annähern“ als von Ausdruck und Fühlen. Die Art der passiv-intentionalen Verlagerung, das andeutungsvolle Sprechen, das Reden auch nach dem Abschied entsprach dem Bemühen der Herstellung einer „gemeinsamen Oberfläche“ (Ogden 2000), einer sensorischen Verbindung und damit dem Herstellen einer objektlosen Welt. Diese sollte vor dem Einbruch des Objektalen schützen, das als paranoid-schizoide Vernichtungsschlacht (der „Flächenbrand“) befürchtet werden musste. Der Eindruck „wegrennen“ wies auf diese Angst hin.

*Im Anschluss an die Improvisation, die Frau Z mit ihrer Wut und ich mit Wegrennen in Verbindung gebracht hatten, fand Frau Z Zugang zu ihrer Einsamkeit. Sie sprach über ihre heftige aktuelle Not, mit der sie sich als allein gelassen erlebte, und nahm erstmalig auch wahr, wie einsam sie als Kind gewesen war. Sie habe nie mit jemandem über sich gesprochen. Einige Stunden später schien sie so viel Vertrauen gefasst zu haben, dass sie endlich begann, auch über ihre schwierigen Empfindungen in unserer Beziehung zu sprechen. Hierauf konnten wir über viele Stunden hinweg immer wieder Bezug nehmen. In einem Traum stand sie einem Tiger gegenüber, den ich im Gespräch mit mir in Verbindung brachte. In einem anderen Traum kämpfte sie mit schwarzen Gestalten und konnte sie manchmal bezwingen. In einer Stunde war sie sehr mit ihrer Wut beschäftigt. In der anschließenden Musik tauchte wieder einmal das Muster „innige Verbindung in Musik und Gespräch“ – anschließende Frage: „Wie fanden Sie es?“ auf. Wieder löste es heftigen Ärger in mir aus. In der folgenden Stunde brachte sie den Traum von der bösen Lehrerin mit. In diesem war sie ganz verzweifelt gewesen. Im Gespräch, das auf die anschließende Improvisation folgte, bemerkte sie – zu meinem Erstaunen –, dass ihr Erleben des Abgelehntseins durch mich wohl etwas mit der schwierigen Beziehung zu ihrer Mutter zu tun habe.*

## Kommentar:

Damit kam endlich etwas von der bedrohlichen Heftigkeit in der therapeutischen Beziehung zur Sprache. Die aggressive Tönung der Gegenübertragung wies auf das Gefangensein in einer gemeinsamen Abwehr hin. Die eigentliche Not sollte oder konnte noch nicht gefühlt werden. Dass es Frau Z einige Stunden später gelang, den Zusammenhang mit ihrer Mutter herzustellen, deutet an, dass in dieser Wendung zum Dort und Damals auch eine Entlastung für das Hier und Jetzt lag.

*Einige Stunden später fing Frau Z an, auf dem Klavier zu spielen. Frau Z benutzte das Klavier nicht im eigentlichen Sinne als Klavier. Ihr Spiel wirkte manchmal ähnlich getrieben, wie die Traumproduktion etwas Getriebenes hatte. Es erschien wie ein Herumstaksen im fremden Land, manchmal wie ein Tanzen, manchmal wie ein unruhiges Herumsuchen oder Hineinstechen. Das musikalische Ergebnis hatte selten einen musikalisch gestalteten Charakter, so dass ihre begleitenden Fan-*

*tasien in eigenartiger Distanz dazu erschienen. Anfangs erschien ein musikalischer Kontext, als ich das Spiel von Frau Z harmonisch unterlegte. Ihr Kommentar: „Mit Ihnen wird Musik daraus!“ deutete darauf hin, dass sie dies durchaus wahrnahm. Es schien dadurch aber nicht als etwas für sie Bedeutsames, in dem sie sich hätte finden können, oder dass sie darin endlich einmal die Erfahrung von Gebalten-Werden machen könnte. Vorsichtige Anregungen von mir hinsichtlich Gestaltungs- und Klangmöglichkeiten wehrte sie anfangs heftig ab. Sie schienen Druck zu erzeugen, verbunden mit der Angst vor Manipulation. Ihre Ablehnung erzeugte in mir das Gefühl, ganz daneben zu liegen.*

Kommentar:

Das Spiel war vorwiegend durch Bewegungsqualitäten gekennzeichnet. Die Spielweise war „flüchtig“. In der „harmonischen Stützung“ konnte sich Frau Z nicht wiederfinden, so als „hätte sie noch keinen Platz in der Welt“, da diese für sie ein drohender Vernichtungskrieg war. In ihrer Reaktion auf meine Anregung hinsichtlich der Gestaltungsmöglichkeiten deutet sich dieser an. Möglicherweise hatte sie sich und ihre Spielweise durch meine Anregung als entwertet erlebt. Durch den Kontrast des musikalischen Ausdrucks wurde deutlich, dass die begleitenden Fantasien und Bilder keine Metaphern im eigentlichen Sinne waren. Eher deutete sich in der flüchtigen Spielweise eine zur Metaphorisierung geeignete Konturierung an. Die Affekte hatten darin zwar noch keinen Halt, so dass Frau Z sie als ihr Gefühl im Kontext einer Beziehung hätte wahrnehmen können. Die Musik schuf aber eine von Fremdheit gekennzeichnete Verbindung. Die Musik war genügend fremd, dass Frau Z sich damit einerseits als geschützt vor mir erleben konnte: vor eingreifenden Deutungen, mit denen ich das Gebiet gewissermaßen usurpiert und sie vertrieben hätte. Auch das Subjekt-Sein von Frau Z war in einer Ausschlussfigur gefangen. Für sie erschien fast die Wirklichkeit als solche als eine Ausschlussfigur, aufgrund derer es nur Platz für jeweils Eine von uns gab. Mit der Anerkennung der Fremdheit der Musik durch mich konnte sie zu einem Stück gemeinsam geteilter Erfahrung, zu einem Übergangsbereich werden. Andererseits konnte Frau Z darin auch ihrem eigenen rätselhaften Fremdsein begegnen. Etwas von dieser Fremdheit wurde für mich in der therapeutischen Beziehung spürbar, wenn Frau Z nach den Improvisationen und dem Gespräch darüber mich nach meinen Eindrücken fragte. Es schien, als ob ich dann für sie fremd sei, überraschend als eine Person auftauche, die bislang nicht da gewesen war, so als sei ich zuvor mehr Teil einer Fantasie, einer Bewegung gewesen, kein wahrnehmbares Objekt.

*Manchmal verwandelte sich der Eindruck eines von bizarrer Fremdheit gekennzeichneten Spiels in den Eindruck von Zartheit und Verletzlichkeit, die im Spiel von Frau Z dann zu hören war. Manchmal probierte sie, wie es ist, die Töne länger zu halten, sie klingen zu lassen. Sie probierte aus, wie es ist, allein zu spielen, und war erschrocken, weil sie fühlen konnte, wie allein und einsam sie ist. Das anschließende gemeinsame Spiel erlebte sie als so bereichernd, dass sie sich beim nächsten Mal an*

*die tiefen Töne herantraute. Mit denen tauchte nun das Thema „Flächenbrand“ und „Trauer“ in der Musik auf. Sie fing an, sich dem in der Musik auszusetzen und nicht durch Abbruch des Spiels auszuweichen. Zugleich wurden die Traumsequenzen versöhnlicher. In der sechsten Stunde vor dem Therapieende träumte sie von ihrem Zimmer, in dem ein störendes Bild hängt. Ihre Assoziationen dazu waren „unerträgliche Trauer, der Körper wehrt sich, der Clown nimmt die Maske vom Gesicht und friert“. Die Improvisation brach sie ab, das sei ein Trauermarsch, wie auf einer Beerdigung mit einem abschüssigen Weg. Ich teilte ihr meinen Eindruck mit, das sei ja, als ob der Weg ins Grab hineinführe. In der zweiten Musik gelang eine tröstende Begleitung, während sie in ihrer Fantasie von einem Mann begleitet worden war. Für sie stand das Tröstliche bei der fantasierten Beerdigung nicht mit dem Annehmenkönnen der musikalischen Begleitung in Verbindung, sondern mit dem fantasierten Mann an ihrer Seite. Zugleich empfand sie es nicht so, als habe sie Trost gefunden, sondern als habe sie einen Weg gefunden, sich vor dem Schrecken der Beerdigung zu drücken.*

#### Kommentar:

In einem Supervisionsgespräch illustrierte ich die Beschreibung dieser Szene mit einer Handbewegung. Durch die Assoziation meiner Kollegin zu dieser Handbewegung wurde ich auf eine weitere Bedeutung der gestischen Bewegung des Klavierspiels von Frau Z aufmerksam. Hatte ich diese Art vor allem als Bewegung (staksen, tanzen, hüpfen etc., aber auch emotionale Bewegung) verstanden, entstand jetzt der Eindruck: Sich in die Tasten „hineinfallen zu lassen“ wie in das Grab. Die katastrophische Angst, ins Endlose zu fallen, schien das Spiel von Frau Z anzutreiben. Ich war einerseits ein tröstlicher Begleiter, der eine Verbindung schuf und sie davon ablenkte, nicht aber wirklich schützen konnte. Zugleich war ich eine erschreckende Figur, die aus dem Nichts aufzutauchen schien. Wenn sie mich als konkrete Person wahrnahm und ansprach, fühlte ich in dem Schock die Bedrohung des Weggemacht- und Nichtwahrgenommen-Werdens. Mein Ärger war auch eine Reaktion auf diese namenlose Angst.

#### Biografischer Bezug:

Die Erfahrung des Unerwünschtseins, der Existenzschuld, prägen den Beginn des Lebens von Frau Z: Sie wird geboren trotz der Abtreibungsversuche der Mutter. Wegen Krankheit der Mutter sei sie sofort von ihr isoliert worden. Die Krankenhausschwester seien erleichtert gewesen, als die Mutter sie mit nach Hause genommen hätte, da sie so geschrien hätte.

#### Kommentar:

Die Mutter-Kind-Dyade erzwang einen destruktiven ausschließenden Bezug und fand keinen triadischen Bezug auf den Mann/Vater/Krankenhaus. Mann/Vater/Krankenhaus entsprachen daher verfolgenden Introjekten. Es gab kein Außerhalb. Das Grab war Tod und im Tod Vereinigung mit der Mutter. Das psychosomatische

Geschehen des Erbrechens war zugleich Rettung, da das destruktive Element gebunden wurde. Es wurde zum konkretistischen Ersatz des Basisintroyektes. Von den im paranoid-schizoiden Modus gebundenen traumatischen Beziehungsmustern ging eine katastrophische Bedrohung aus. Daher musste die Wendung ins Aktive misslingen. Es erfolgte ein Rückzug in eine nahezu autistische, mit Trotz geschützte Fantasiewelt. Die Verbindungsnaht war die Liebe zur Musik, die Frau Z passiv leben konnte. Doch auch hier konnte sie nicht als ein intentional aktives handelndes Ich auftauchen.

Indem es uns gelang, etwas von dem destruktiv Erschreckenden, dem paranoid-schizoiden Modus der Übertragungs-Gegenübertragungs-Beziehung ins Gespräch und ins Spiel zu bringen – Fremdheit und Beziehungslosigkeit –, konnte im gestischen Miteinander am Klavier eine gemeinsame „sensorische Oberfläche“ geschaffen werden, ein interaktives Containment. Mit diesem wurde die Musik in ihrer besonderen Form zum Container. Gerade in der Verhinderung von motivischen, melodiosen, harmonischen oder rhythmischen bedeutungsvollen Strukturen rückte das gestische Bewegungsmoment in den Vordergrund. In diesem konnte Frau Z etwas von sich wiederfinden: den „Flächenbrand“, das Fliehen, die angstvolle, manchmal aber auch lustvoll mächtige Bewegung und darin die Bestätigung, dass es sie gibt. Damit fungierte die Musik noch nicht als präsentatives Symbol im eigentlichen Sinn. Aber es entstanden „präsentative Interaktionsformen“ (Dehm-Gauwerky, mündliche Mitteilung), in denen spezifische Aspekte ihres Erlebens Frau Z als Geschaffen und Gefunden gegenübertraten.

## Schluss

An der Herstellung beschädigten Subjekt-Seins ist die Gesellschaft beteiligt. Der destruktive Eingriff gesellschaftlicher Institutionen führte in den beiden dargestellten Fallbeispielen zur Fixierung dyadischer Verwicklungen. Mit der Fixierung wurden Erfahrungskomplexe aus Sprache und Musik ausgeschlossen und so an einer Weiterentwicklung gehindert. Therapeutische Arbeit ist in diesem Sinn auch partielle Wiedergutmachung im Bemühen um Symbolisierung des bislang Ausgeschlossenen und somit Kritik der Verhältnisse, die zum Ausschluss geführt hatten. Die Verwendung von Metaphern setzt voraus, dass auf der Basis eines wenn auch brüchigen Basisintroyektes die Wendung ins Aktive gelungen ist. Hierdurch können frühkindliche Allmachtsfantasien im Kontakt mit der Realität so weit modifiziert werden, dass in eingeschränkter Weise ein eigenständiges Leben möglich werden kann. Wenn aber mit dem Angewiesensein auf die Wendung ins Aktive traumatische Erfahrungen abgewehrt werden müssen, bleiben die Selbstgrenzen vom Einbruch nicht symbolisierbarer und den Kampf-Flucht-Modus reaktiverer Affekte bedroht. Wenn im interpersonalen Containing der therapeutischen Beziehung die daraus resultierende Verwicklung die Beziehung nicht zerstört, können strukturbildende Metaphern entstehen. Es erfolgt eine Besetzungsverschiebung,

wenn die Bilder durch die Legierung mit der szenischen Struktur der therapeutischen Beziehung und der formalen Struktur der Bilder zum haltenden Rand werden. Hierdurch kann die haltende Funktion nun von dem Bild ausgehen, in dem die Patientin etwas davon findet, was sie „geschaffen und zugleich gefunden“ hat. Währenddessen ist der „psychosomatische Knoten“ als Ersatz eines Basisintroyektes kaum geeignet als Grundlage für Besetzungsverschiebungen, da eine Lockerung desintegrative Ängste zur Folge hätte. Zugleich werden mit ihm unmodifizierte Allmachtfantasien fixiert, die einen quasi-autistischen philobatischen Rückzugsraum gestalten. Die emotionale Bewegung, die die Träume von Frau Z bestimmte, hatte überwältigenden Charakter und war von diesen Ängsten vor Desintegration bestimmt. Der hohen Beweglichkeit in den Träumen und Fantasien stand das starre Gefangensein im Körper gegenüber. Der haltende Rand kann auf dieser frühen Ebene nur den Charakter gestisch-intentionaler Bewegungsformen haben, die durch die Qualitäten von auseinander und zusammen, fliehen und annähern, wild und ruhig etc. bestimmt sind. Im interpersonalen Containing der therapeutischen Beziehung konnte mit der Transformation dieser Bewegungen in die musikalische Interaktion dieser haltende Rand im Objektiven der Musik entstehen, d. h. hörbar und sinnlich erfahrbar, von innen und außen betrachtet werden. Gerade im Fehlen musikalischer Gestaltung wurde mit der Fremdheit der Musik das „auffällig unauffällig“ als „existent nicht existent“ hörbar. Auch hierbei erfolgte mit der Legierung der im Interaktiven der therapeutischen Beziehung erlebten Dynamik und der Bewegung in der gemeinsamen Musik eine Besetzungsverschiebung. Darin wurde die Musik zum haltenden Rand der körpernahen, sensorisch-gestischen Formenbildung, in der Frau Z schließlich etwas von der Art ihres Seins in der Welt wiederfinden konnte.

Musik erweist sich darin als unzerstörbar, als sie auch solch' frühe Erlebensformen konturieren kann. Das Ohr ist mit der Haut das erste und letzte Sinnesorgan, mit dem wir Umwelt wahrnehmen. Musik kann in ihren Rudimenten daher früheste, aber auch letzte Äußerungen unserer Existenz bewahren, aufheben und transformieren.

## Literatur:

- Bion, W. (1990): Lernen durch Erfahrung. Frankfurt a. M. 1990.
- Dehm-Gauwerky, B. (2006): Inszenierungen des Sterbens. Marburg 2006.
- Fonagy, P./Target, M. (2002): Neubewertung der Entwicklung der Affektregulation. *Psyche* 56, Heft 9/10, 839–862.
- Hofmann, A./Besser, L.-U. (2003): Psychotraumatologie bei Kindern und Jugendlichen. In: Brisch, K. H./Hellbrügge, T. (Hg.): Bindung und Trauma. Stuttgart 2003.
- Köhler, L. (1990): Neuere Ergebnisse der Kleinkindforschung. Ihre Bedeutung für die Psychoanalyse. *Forum der Psychoanalyse* Heft 6, 32–51.

- Kurz, G. (2009): *Metapher, Allegorie, Symbol*. Göttingen 2009.
- Langer, S. K. (1984): *Philosophie auf neuen Wegen*. Frankfurt a. M. 1984.
- Leszczynska-Koenen, A. (2009): Herzasthma – Exil und Objektverlust. In: *Psyche* 63, Heft 11, 1131–1149.
- Lincke, H. (1971): Der Ursprung des Ichs. In: *Psyche* 25, Heft 1, 1–30.
- Lincke, H. (1972): Wirklichkeit und Illusion. In: *Psyche* 26, Heft 11, 821–852.
- Lorenzer, A. (1984): *Das Konzil der Buchhalter*. Frankfurt a. M. 1984.
- Morgenthaler, F. (1986): *Der Traum. Fragmente zur Theorie und Technik der Traumdeutung*. Frankfurt a. M. 1986.
- Niedecken, D. (1988): *Einsätze*. Hamburg 1988.
- Niedecken, D. (2002): Zur Selbstreferenz des Bewußtseins. Oder: Wie konstituiert sich das Subjekt in der Szene? In: *Psyche* 56, Heft 9/10, 922–945.
- Niedecken, D.: *Körper-Ich und der Satz vom Widerspruch*. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Ogden, T. (2000): *Frühe Formen des Erlebens*. Wien/New York 2000.
- Solms, M. (1996): Was sind Affekte? In: *Psyche* 50, Heft 6, 485–522.
- Winnicott, D. W. (1984): *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. Frankfurt a. M. 1984.
- Winnicott, D. W. (1985): *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart 1985.
- Winnicott, D. W. (1988): *Die menschliche Natur*. Stuttgart 1988.

Dr. Maria Becker  
Unzerstr. 1–3, 22767 Hamburg  
Email: maelbecker@t-online.de